

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Unterhaltende und lehrreiche Geschichten

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Unterhaltende und lehrreiche Geschichten.

Jerusalem.

(Mit einer Abbildung.)

Der Welttheil Asia wird von den Gelehrten für diejenige Landschaft gehalten, wo Gott dem ersten Menschenpaar den Funken des göttlichen Geistes einblies. — Dort, in den gesegneten Gefilden, wo noch heut zu Tag Korn, Getreide und Weizen ohne Saat und Bau frei wachsen, und wo die von jeher an den Menschen gewohnten Hauschierie wild in den Wäldern laufen, dort wird die Wiege des menschlichen Geschlechts, somit der Aufenthalt der ersten Menschen angenommen, welche dann nach und nach sich über den ganzen Erdboden verbreiteten. — In diesem Welttheil, näher dem mittelländischen Meere zu, da wo vor 1½ Jahren die große Schlacht zwischen den Türken und Ägyptier statt fand, liegt Palästina, oder das gelobte Land; einst der Aufenthalt der Erväter, die den uralten Glauben an den einigen Gott treu und freudig im Herzen trugen. Auf den Höhen, wo Abraham mit dem Sohne Isaak den schweren Glaubensgang wandelte, der Knabe nach dem Lamm frug, das zum Brandopfer dienen sollte, und der Geist der Voraussicht eines fernkünftigen Tages der Herrlichkeit des Herrn, welche die auserwählte Stätte des Weltopfers erleuchten sollte, über den Erväter kam: auf diesen Höhen liegt die Stadt **Jerusalem**, der an heiligen Erinnerungen kein anderer Punkt auf Erden zu vergleichen ist. Tief und mächtig wirkt der Eindruck, welchen der Anblick der hochgelegenen Stadt auf das fühlende Menschenherz hervorbringt. Schon die Natur hat der jetzt öden und traurigen Umgegend besondere Züge der Auszeichnung und Eigenthümlichkeit aufgeprägt, die zu ernstern Betrachtungen auffordern. Vor allem eber denkt der fromme Pilgrim an die ewige Erbarmung über das Menschengeschlecht, die hier in unserer Erdbser und seinem Opferrod einst sichtbar wohnte und wallete.

2000 Jahre vor Christi Geburt wird ein Zeitgenosse des Abraham, Melchisedek, Kö-

nig von Salem genannt; dieses Salem soll das nachmalige Jerusalem sein. 1500 Jahre vor Christus eroberten die Israeliten das Land der Verheißung. An der Stelle der zerstörten Stadt Salem erbauten sie Jerusalem, welches König David erweiterte, befestigte, und mit der Burg Zion schmückte. Salomo der weise verschönerte sie noch mehr, und ließ durch die kunstreichen Arbeiter aus Tyrus den berühmten Tempel aufführen. Jerusalem, welcher Name Wohnsitz des Friedens bedeutet, wuchs auf zu einer herrlichen Größe. Aber furchtbar waren die Wechsel, die es zu erdulden hatte. Fünfmal ward es schon unter den Königen Judas erobert und verwüestet; am ärgsten durch den chaldäischen König Nebukadnezar, der 586 Jahr vor Christi Geburt die Stadt von Grund aus zerstörte, und die Juden in die Gefangenschaft nach Babylon fortführte. Nachdem 70 Jahre darauf König Cyrus die Rückkehr aus der Gefangenschaft erlaubt hatte, bauten sie unter der Führung ihrer Hohenpriester Esra und Nehemia die Stadt wieder auf. Später ward sie eine Beute der Ägypter und Syrier, dann wieder frei unter dem Heldengeschlecht der Maccabäer, bis die Römer (64 Jahr vor Christus) ihre Herrschaft auch über diese Gegenden ausdehnten. 134 Jahre lang dauerte dieselbe, und in diese Zeit fällt das segensvolle Ereigniß der Geburt unseres Herrn und Heilandes. Im reichen, großen Jerusalem brach eine Empörung gegen die Römer aus, welcher die römischen Kaiser Vespasian und Titus, im Jahr 70 unserer Zeitrechnung, dadurch ein Ende machten, daß sie nach einer Belagerung, deren Schrecknisse ohne Beispiel sind, die Stadt erstürmten, plünderten, den Flammen preisgaben, und die Einwohner, über eine Million, vertilgten. Dennoch siedelten sich wieder die Juden an der heiligen Stätte an, und 40 Jahre später war Jerusalem wieder ein ansehnlicher Ort, der an 100,000 Bewohner zählte. Die unerträgliche Herrschaft der Römer veranlaßte die Juden abermals zur Empörung. Da sandte im Jahr 132 Kaiser Hadrian





seine Legionen, auszutilgen alles Lebendige und die Stadt von Grund aus zu zerstören. Es geschah; der Kaiser ließ eine neue Stadt anlegen, und mit römischen Ansiedlern bevölkern; er gab ihr den römischen Namen Aelia Capitolina; kein Jude durfte sie bei Todesstrafe mehr betreten.

So war das alte Jerusalem ausgelöscht von der Erde; aber die Heiligkeit seiner Stätte tilgen Schwert und Brandsackel nicht. Als Kaiser Konstantin der Große die christliche Religion annahm, im Jahre 312, gab er der Stadt den alten Namen Jerusalem zurück. Er ließ die heidnischen Tempel niederreißen; christliche Kirchen und Denkmale erhoben sich an den Orten, wo der Heiland und die Apostel wanderten und litten, oder an welche sich fromme Erinnerungen knüpften. Insbesondere hat die Kaiserin Helena, welche im Jahre 326 als fromme Pilgerin zu Jerusalem verweilte, in Vollmacht und nach dem Wunsche ihres Sohnes, des Kaisers Konstantin, die heiligen Stätten wieder aufsuchen und zu Christentempeln weihen lassen, wo denn gerade die Ueberreste der von den Römern zu heidnischen Götzentempeln umgewandelten heiligen Orte den Forschungen einen sichern Anhalt gaben. Am Fuße des Felsens Golgatha ward unter dem hinweggeräumten Schutte die Grotte des heiligen Grabes wieder aufgefunden, so wie die Sage der frühern Menschenalter sie beschrieben; unter dem Triumphgesang der Christen wurde sie zur Stätte der Andacht geweiht. Eine herrliche Kirche erhob sich darüber, so wie über der Stätte, wo die fromme Kaiserin das Kreuz, an dem der Erlöser litt, aufgefunden hat. So entstand das neue, oder christliche Jerusalem.

Im Jahre 614 hat ein Perser König den prächtigen Kirchen-Bau verheert, aber schon im Jahre 628 der griechische Kaiser Heraclius das Ganze wieder hergestellt. Im Jahre 639 eroberten die Araber die Stadt, nachdem sie zwei Jahre lang unter ihrem Patriarchen Sophronius tapfern Widerstand geleistet hatte. Der König der Araber, Omar der Kalife, bezeugte den heiligen Stätten des Christenglaubens große Ehrfurcht, und ließ solches auch von seinen Soldaten beobachten. 370 Jahre lang freueten sich die Christen am ungestörten Besitze
Hink. Vort. 1841.

ihres Tempels zu Jerusalem, bis Saken, ein Aegyptischer König, im Jahre 1010 ihn abermals verwüstete. Aber dieser König bereute gar bald seine Härte; er gab die Erlaubniß zum Wiederaufbau des Tempels. So hat seit der Zerstörung Jerusalems ein Jahrhundert dem andern die Anerkennung der Stätte, wenigstens des heiligen Grabes und Golgathas, aus Hand in Hand gegeben und man darf behaupten, daß die eigentliche, innere Kapelle des heiligen Grabes noch in dem ursprünglichen Felsengestein sich befindet. Auch Golgathas Fels, mit der Stelle der Kreuze, steht noch.

Als die Türken nach den Arabern, welche von Ismael, dem Sohne Abrahams von der Hagar, abstammen, zur Herrschaft kamen, da ging es den Christen übel. Der halbe Mond suchte das Kreuz zu verdrängen, viele Kirchen wurden in Moscheen (türkische Bethäuser) umgewandelt, und der Koran, oder die Lehre Mahomets, verfolgte das Evangelium. Der Druck gegen die christlichen Einwohner wurde so arg, daß die Meisten auswanderten. Die Berichte von der Grausamkeit der Türken gegen die christlichen Pilger erfüllten, gegen das Ende des eilften Jahrhunderts, die christliche Welt. Tief schmerzte es die frommen Völker des Abendlandes, daß sie das heil. Land, wo der Stifter unsers Glaubens gelebt und für das Heil der Welt gelitten hatte, wo noch das Grab des Erlösers sich befand, in der Gewalt der Ungläubigen wissen mußten.

Also zogen unzählbare Heereschaaren zur Eroberung des heil. Landes aus. Gottfried von Bouillon, ein Herzog von Lothringen, und viele andere Fürsten, führten ein auserlesenes Heer nach Palästina, und erlöseten durch Kampf und Sieg die heil. Stadt. Als das Heer der Kreuzfahrer (so wurden diese Krieger genannt, weil sie alle das Zeichen des Kreuzes trugen,) die heil. Stadt erblickten, hatten sie auf einmal aller bisher erduldeten Mühen und Gefahren vergessen; ein Lobgesang ergriff, wie ein Sturmwind die Bäume der Wälder, die ganze Schaar; das Auge, selbst der härtesten Krieger, füllte sich mit Thränen der Freude. So melden die alten Chroniken-Schreiber. Nach der Eroberung ward ein eigenes christ-

liches Königreich gestiftet, wovon Jerusalem, dessen Namen es führte, die Hauptstadt wurde. Ihm aber machten die Türken Anno 1187 wieder ein Ende, und seither blieb Jerusalem unter ihrem eisernen Szepter. Dermalen hat der Pascha von Aegypten die Stadt in Besitz.

Das heutige Jerusalem nimmt nur einen kleinen Theil vom Umfang des alten ein. Die Umgegend ist öde und menschenleer. Der Anblick der berühmten Stadt ist trostlos. Eine halbverfallene hohe Mauer, einige alte Thürme, dazwischen eine Menge kleine niedriger Kuppeln, die gewöhnliche Bedachung der dortigen Häuser, dazu die kahle, dürre Felsengegend, ohne Wasser, Baum und Strauch: so zeigt sich die Stadt des Heils, und unwillkürlich denkt man an die Verwünschungs-Worte des Jesaias: „zwei Dinge werden zugleich dir begegnen an einem Tage, — Unfruchtbarkeit und Wittenschaft.“ — Der Christ weiß jedoch, daß, als das irdische Jerusalem gebrochen ward, der Bau eines himmlischen schon bestand; dieses himmlische ist keinem frommen Pilger verschlossen!

Das Innere der Stadt entspricht dem trüben Aeußern. Die Straßen sind mit Sand und Schutt schuhhoch bedeckt, ungepflastert, winklig, steil und schmal. Im Sommer spannt man von Haus zu Haus große Lächer, um sich vor der Sonne zu schützen: dann ist es ganz düster auf den Gassen. Die Zahl der Einwohner beträgt an 20,000 Seelen, mehr als die Hälfte sind Türken, an 4000 Juden, der Rest Christen. Es bildet die Stadt für die Araber einen Mittelpunkt des Verkehrs. Die Pilger sind für die Einwohner eine vorzügliche Nahrungsquelle, zu Ostern kommen manchmal an 10,000, jedoch meistens Christen aus Asien. Es giebt hier mehr als 50 Klöster, welche gegen die frommen Pilgrime große Gastfreundschaft üben. Das armenische Kloster ist das größte, das Franziskaner-Kloster zum heiligen Erlöser, oder die Wächter des heil. Grabes, das berühmteste. Hier werden die Pilgrime einen Monat umsonst verpflegt. Die Klöster erhalten sich aus milden Beiträgen, die ihnen meistens aus Europa zukommen. Die Kirche des heil. Grabes ist seit anderthalbtausend Jahren

der heiligste Ort in Jerusalem, sie ist am Fuße des Felsens Golgatha aufgeführt. Man zeigt hier in einem unterirdischen reich geschmückten Gemach das Grab des Erlösers. In der Stadt werden noch viele Plätze und Gebäude mit heiligen Namen gezeigt. Davids ehemalige Burg ist jetzt ein festes Schloß. Der Tempel der Mahomedaner, welchen die Türken für eines ihrer größten Heiligtümer halten, ist prächtig; kein Christ oder Jude darf ihn betreten. Er soll an der Stelle stehen, wo einst Salomons Tempel glänzte.

Nebenstehende Zeichnung liefert ein treues Bild vom wichtigsten Theil der Stadt.

Nro. 1. Eben jene türkische Moschee, am Platz von Salomons Tempel. 2. Das armenische Kloster. 3. Die Moschee auf Zion, mit König Davids Grab. 4. Die Burg Davids. 5. die Kirche zum heil. Grab. 6. Das Franziskanerkloster. 7. Das Rhythaus vom Pilatus. 8. Der Delberg. Dies sind Denksteine der größten Erinnerungen! —

Im nächsten Kalender sollen weitere Beschreibungen von denjenigen Orten folgen, wo der Heiland lehrte und blutete. Denn uns Allen sei jener Boden theuer, auf dem ein neues Reich erstanden, heiliger in seiner Wiege, größer in seiner Macht, und segnender in seinen Wirkungen, als alle vorhergegangenen.

Sünde und Strafe.

In Holland lag am Meeresufer eine Stadt, die hieß Stavoren, deren Einwohner waren durch ihren großen Reichthum gar stolz und übermüthig geworden, sie höhnten ihre armen Nachbarn, und wurden von diesen nur „die verwöhnten Kinder von Stavoren“ genannt. Zu jener Zeit war Amsterdam noch nicht bekannt, und Rotterdam nur ein kleines Dorf. — Genug, diese Städter waren schlimme Leute, und hatten den Weg der Tugend ganz und gar verlassen. Darum zog Gott seine schirmende Hand von der bösen Stadt ab. Auf eine Zeit schöpfte man Heringe und kleine Fische aus den Ziehbrunnen, und in der Nacht öffnete sich die See, und die Stadt versank in rauschender Meeres-

fluth. Schon manchmal hat in Holland das Meer große Einbrüche ins Land gemacht, und entsefliche Verheerungen angerichtet. Denn längs einiger Provinzen ist das Meer höher als der feste Boden, das nur durch kostbare Dämme geschützt wird. Anno 1421 durchbrach die Maas ihre Dämme, und bezug in einer einzigen Nacht 72 blühende Dörfer in ihren Wellen; an 100,000 Einwohner kamen um, und in der überschwemmten Gegend ward nur ein einziges Kind gerettet. Dann sind wieder Anno 1570, am 1. November, durch eine große Wasserfluth vom Meer allein in der Provinz Seeland 20,000 Menschen ertrunken.

Von jener Stadt Stavoren hat sich folgende Sage erhalten. Unter den Einwohnern war eine reiche, geizhalsige Wittfrau, welche großen Handel nach allen Welttheilen trieb, und viele Schiffe auf dem Meer hatte. Stolz auf ihr Gut, hart gegen die Menschen, strebte sie blos ihre Schätze noch zu vermehren. Man hörte viel gotteslästerliche Reden aus ihrem Mund. In eitlen Uebermuth befahl sie eines Tags ihrem Schiffmeister auszufahren, und eine Ladung des edelsten und besten mitzubringen, was auf der Welt wäre. Vergebens forderte der Seemann bestimmte Aufträge, oder nähere Weisung; die schlimme Frau bestand eigensinnig auf ihrem Wort, und hieß ihn alsbald abgehen. Der Schiffmeister fuhr unschlüssig ab, er wußte nicht, wie er dem Geheiß seiner Gebieterin, deren böshaften Sinn er wohl kannte, nachkommen möchte, und überlegte hin und her, was zu thun. Endlich dachte er: ich will ihr eine Ladung des köstlichsten Weizens bringen, was ist besseres und edleres zu finden auf Erden, als diese herrliche Brodfrucht. Also steuerte er nach Danzig, befrachtete sein Schiff mit ausgesuchtem Weizen, und kehrte wieder in die Heimath zurück. „Wie Schiffmeister, rief ihm die Frau entgegen, bist du schon hier? ich glaube dich in Afrika um Gold und Elfenbein zu handeln, laß sehen, was du geladen hast.“ — Bögernd, denn an ihren Reden sah er schon, wie wenig sein Einkauf ihr behagen würde, antwortete er: „Frau, ich führe Euch zu den köstlichsten Weizen, der auf dem ganzen Erdreich mag gefunden werden.“ Wei-

zen sprach sie, so elendes Zeug bringst du mir? Ich dächte, das wäre so elend nicht, was uns das tägliche Brod giebt, erwiederte der redliche Schiffmeister. Da brach das böse Weib in Zorn aus, schrie, ich will dir zeigen, wie verächtlich mir deine Ladung ist, und befahl ihm zur Stunde den Weizen in die See zu schütten. Der wackere Seemann zauderte, einen Befehl auszuführen, der sich so greulich an der Gabe Gottes, am lieben Brod, versündigte, und berief in Eile die armen Leute aus der Gegend, um ihnen die Früchte auszutheilen. Aber da kam die böse Herrin und frug: „ist mein Befehl ausgerichtet?“ Eine Schaar von Armen fiel vor ihr auf die Knie, und bat um die Frucht, ehe sie das Meer verschlinge. Der Anblick so vieler Dürftigen rührte sie nicht, denn das Herz der Witwe war hart wie Stein; sie erneuerte den Befehl, die ganze Ladung schleunig aus dem Schiff zu werfen. Da bezwang sich der Schiffmeister nicht länger und rief laut: „diese Bosheit kann Gott nicht ungerächt lassen, der das Gute lobnt und das Böse straft, ein Tag wird kommen, wo ihr gerne die edlen Körner, die ihr so verspielt, euren Hunger damit zu stillen!“ Wie, rief sie mit höllischem Gelächter, ich sollte arm werden können, und in Brodmangel fallen? So wahr dies geschieht, so wahr sollen auch meine Augen diesen Ring wieder erblicken, den ich hier in die Tiefe der See werfe. Bei diesen Worten zog sie einen kostbaren Ring vom Finger, und warf ihn in die Wellen. Die ganze Ladung Weizen ward in die See ausgeschüttet.

Was geschieht? Einige Tage darauf ging die Magd dieser Frau zu Markte, kaufte einen Seefisch und wollte ihn für die Küche zuresten; als sie ihn aufschnitt, fand sie darin den kostbaren Ring. Wie ihn die Herrin erblickte, ward sie leichenblaf und fühlte die Vorboten der Strafe in ihrem Gewissen. — Wie groß war aber ihr Schrecken, als bald die Vorschiff eintraf, ihre ganze aus Morgenland kommende Flotte wäre untergegangen. Andere Schiffe raubten ihr die Mohren und Türken; der Fall einiger Kaufhäuser vollendete ihr Unglück oder vielmehr ihre Strafe, und kaum war ein Jahr ver-

flossen, so erfüllte sich die schreckliche Drohung des Schiffmeisters in allen Stücken. Arm und von Keinem bedauert, von Vielen verhöhnt, sank sie je länger je mehr in Noth und Elend, hungrig bettelte sie Brod vor den Thüren und bekam oft keinen Bissen, endlich verkümmerte sie und starb verzweifeln. — In jener Gegend ist am Meer eine große Sandbank, sie heißt heute noch der Frauensand. Ein Gras wächst dort aus dem Wasser, das lange Halme treibt; die Aehre gleicht der Weizenähre, ist aber taub und ohne Körner. — An der Sünde und Strafe der bösen Frau ist ein nachdenklich Beispiel aufgestellt.

Der Schützengel.

In Paris sind die Verhandlungen der Ge-richte öffentlich; Jedermann kann zuhören, und es giebt immer müßige Leute genug, die sich ein Geschäft daraus machen; doch lernt man selten was Gutes. Neulich wurde ein Mann wegen rückständigem Hauszins verklagt. Er bat nur um eine weitere Frist, seine Schuld nach und nach abzutragen, wozu er jetzt durch einen schönen Verdienst die Mittel bekomme, denn er habe eine feste Anstellung als Schützengel erhalten. Als er sich über diese Anstellung ausweisen sollte, ergab er sich, daß ihn ein Wirth vor den Thoren von Paris aufgestellt hatte, um diejenigen Gäste heimzuführen, die wegen zu vielem Trinken nicht mehr allein gehen konnten. Dieser Liebesdienst hat seine bestimmte Tax, und kommt jeden Tag so oft vor, daß der Mann einen guten Lohn davon trägt. Die leichtsinnigen Franzosen nennen im frechen Spott diesen Heimführer „den Schützengel,“ und es scheint, daß es fast ein zünftiges Gewerbe ist. Man weiß nicht, soll man sich mehr über den Namen, diesen schändlichen Mißbrauch des Heiligen, oder über die Sache selbst ärgern; jedenfalls ist es auch ein Zeichen, wie es um die Sittlichkeit in Paris beschaffen ist. Der Himmel wolle uns vor solchen Schützengeln bewahren! — Die Leute, welche den Verhandlungen zuhörten, haben gelacht; es ist aber viel mehr zum Weinen.

Wirthshauschilder.

Auch bei den Wirthshauschildern kann man allerlei denken, nämlich nicht blos an den Wein, oder an das Spielen und die Kameraden im Haus. Ein fleißiger Gast hat folgende artige Gedanken aufgestellt.

Auf der Welt ist in allem eine Ordnung, Manche sehen sie nur nicht ein, darum muß man ihnen darauf helfen. So zum Exempel mit den Wirthshauschildern. — In den ältesten Zeiten, als unsere Urväter noch zerstreut in den Wäldern lebten, da war die Jagd ihr Hauptgeschäft. Die ersten Herbergen, welche aufkamen, hießen deshalb gewiß zum Bären, zum Hirsch, zur Eiche, oder zur Tanne; denn dies mahnte an die Jagd und an den Wald. Später als das Dickicht sich lichtete, die Wälder in Felder verwandelt wurden, und der Ackerbau, die erste Quelle des Wohlstandes, zu Ehren kam, da versammelten sich die Leute gerne in einem Haus, das mit Bildern aus der Landwirthschaft geschmückt war, dem Pflug, dem Ochsen, dem Lamm, dem Ross, dem Bock. Als die Staaten sich bildeten, der Begriff Vaterland sich mit dem Namen des Fürsten vereinigte, der darin Ordnung und Betriesamkeit erhielt, da begründete man vor Allen den römischen Kaiser, oder den deutschen Reichsadler, (— man muß stets anhänglich an das gemeinsame deutsche Vaterland denken!) oder die Krone, den Prinzen. In frommen Zeiten wählte man das Kreuz, den Geist, und besonders die heiligen drei Könige, die, als sie der himmlische Stern nach Bethlehem führte, wohl nicht dachten, daß sie dereinst Wegweiser ins Wirthshaus abgeben mußten. Der wilde Mann, der Drach, stammen aus denjenigen Zeichnungen glaubte. (Das Wirthshauslaufen hat übrigens Manchen zum wilden Mann, und zum Drachen gemacht, die Weiber können noch jetzt davon erzählen; vielleicht haben sie die Namen aufgebracht.) Es kamen Kriege ins Land, die Menschen wurden grimmig, und hatten ihre Freude an reisenden Thieren, dem Löwen, dem Wolf; oder sie wurden hoffärtig, und wählten den Pfauen, das Schwerd. Im Frieden suchte

man wieder die Zeichen auf den gesegneten
Fluren, die in den Kriegsjahren oft lange
unbebaut blieben, und huldigte fröhlich dem
Krebstock, der Blume, der Rose, der
Lilie, dem Laub, dem Apfel, der grü-
nen Linde. Die Schiffeleute zogen ge-
wöhnlich in Anker, Hecht, Salmen und
ins Schiff; die Jäger ins Waldhorn
und in Schützen; die Soldaten in die
Kanone, den Grenadier; die Lustigen
ins rothe Haus, (roth bedeutet Freude)
und die, welchen es ganz wohl ums Herz war,
ins Paradies. Letztern Schild trifft man
häufig im Schwarzwald an. Leider ist gar
vielen das Wirthshaus ein Paradies. Es
ist schon vorgekommen, daß bald Jeder sein
eigenes Plätzchen darin, nämlich im Wirths-
haus, hat! — Im Paradies kriegen's die
schwerlich. Schlüssel und Latern sind
auch vorhanden; doch sind die Wirthshäuser
keine Schlüssel zum Himmelreich, oder die
wahren Leuchter auf dem Weg dahin. End-
lich holte man vom Himmel noch Sonne,
Mond, Sterne, und gar die Engel her-
unter; man mochte denken, unter solchen
Zeichen schmecke es besser. Jetzt, wo der
Handel die ganze Welt verbindet, sind über-
all die Städte London, Paris, Wien, oder
die Englischen, Russischen, Holländer Höfe
anzutreffen. Es klingt vornehm. — Der
schönste Wirthschild aber ist der zur Ein-
tracht, leider findet man es selten. —
Der alte Gast hat keine unebene Gedanken!

Der Fürst und die Bauersfrau.

Landgraf Philipp von Hessen war ein gar
leutseliger Herr, seine Regierung steht in
verdientem Lob und Andenken. Er lebte
zu Luthers Zeiten, dessen großer Freund
er war. Er pflegte gerne unbekannter Weise
in seinem Lande umher zu ziehen, und seiner
Unterthanen Zustand zu erforschen. Einmal
ritt er aus, und begegnete einer Bauersfrau,
die trug ein Gebund Leingarn auf dem Kopf.
Was tragt ihr, und wohin wollt ihr?
Frug der Landgraf, den die Frau nicht er-
kannte, weil er unansehnliche Kleider an-
hatte. Die Frau antwortete: „ich trage ein
Gebund Garn, damit will ich zur Stadt, daß
ich es verkaufe, um die Steuer zu bezahlen,

die der Landgraf hat ausschreiben lassen.“
Dabei klagte sie erbärmlich über die böse
Zeit. — Der Landgraf frug, wie viel Steuer
es sie treffe, worauf die Frau erwiederte,
daß es an zwei Ortsgulden ausmache. (Da-
mals waren die Steuern geringer, aber
auch das Geld viel rarer; ein Gulden zu
jener Zeit ist so viel, als jetzt vier.) Da
zog der Fürst seinen Beutel, und gab ihr
das Geld, damit sie ihr Garn behalten
könne. „Ach nun lohns euch Gott, lieber
Herr, rief das Weib, das Garn hätte ich
an allen Ecken vermangelt, ich wollte, der
Landgraf hätte das Geld glühend auf seinem
Herzen!“ — Der leutselige Fürst ließ die
Bäuerin ihres Wegs ziehen, kehrte sich ge-
gen seine Begleiter um, und sprach mit
lachendem Munde: „schauet den wunder-
lichen Handel! Den bösen Wunsch hab ich
mit meinem eigenen Geld gekauft.“ —

Es ist sehr ungerecht, der Abgaben wegen
gegen den Fürsten loszuziehen, der sie ge-
wiß gerne erließ, wenn ohne sie eine Re-
gierung, die für alles zu sorgen hat, ge-
führt werden könnte. Wenn wir sonst keine
Abgaben, als die an die Obrigkeit zu zah-
len hätten, so wollten wir wohl fertig wer-
den. Wir haben aber noch ganz andere,
die uns viel schwerer fallen. Unsere Faul-
heit, zum Beispiel, nimmt uns zweimal
mehr ab als die Obrigkeit, unsere Eitelkeit
dreimal, und unsere Thorheit viermal mehr.
Wer Prozesse führt, der wirds noch ärger spü-
ren. Von diesen Abgaben kann uns kein
Landesdeputirter, weder halb noch ganz,
befreien. — Doch, guten Rath kann man
schon geben, aber nicht eine gute Auffüh-
rung. Wer sich nicht rathen läßt, dem ist
auch nicht zu helfen. So hat schon Anno
1733, also vor mehr als 100 Jahren, ein
geschickter Mann in Nordamerika in den
dortigen hinkenden Boten geschrieben: —
Sterben und Abgabenzahlen muß man über-
all; doch der Fleiß hat nicht nöthig zu wün-
schen; Müßiggang ist ein Kost, der mehr
angreift, als die Arbeit; verderbe die Zeit
nicht, denn sie ist das Zeug, aus dem das
Leben gemacht ist; verlaß deine Werkstatt
nicht, so wird deine Werkstatt dich auch
nicht verlassen.



Die Güte.

Ein junger Herr in Karlsruhe erhielt in zarter Jugend den ersten Religionsunterricht. Sein Lehrer ließ ihn die Eigenschaften Gottes aufschreiben, damit er nach seinem kindlichen Gemüthe die Gedanken darüber schriftlich ausführe. Der junge Herr erklärte die Worte, „Gott ist gütig,“ so: Gott giebt den Geschöpfen nicht nur das Nothwendige, sondern auch sonst noch viel Gutes und Angenehmes. — Diese sinnige Erklärung wollte der Lehrer verbessern, und setzte trocken zu: Gott liebt alle Geschöpfe. — Dieser Zusatz vom Lehrer wiegt keines Wegs den Sinn auf, welchen der jugendliche Schüler in seinem bewegten Herzen gefunden. Und dort war es ein Ton, der bei ihm durchs ganze Leben geht! Denn der junge Herr ist jetzt unser geliebter Landesvater, und der unvergessliche Prälat Hebel hat jene Erklärung als bedeutsames Anzeichen in seinem Gedenkbuch bemerkt. Wir aber können mit Recht und Dankbarkeit rühmen, daß unser gnädigster Großherzog in jenem edlen Sinn wahrhaftig gütig ist, daß er uns alles Gute und Angenehme reichlich bescheert sehen möchte, und daß seine Vaterforge es uns nach Kräften milde zu verschaffen sucht.

Die Blümelis-Alpe.

In manchen Gegenden des Schweizergebirgs ist jetzt nichts wie Eis und Schnee, Sommer und Winter hindurch, wo vor alten Zeiten fruchtbare und beblümete Weideplätze waren. — Von den höher liegenden Bergen stürzen zuweilen ungeheure Massen Schnee und Felsen herab, und bedecken das Land, daß es sich nicht mehr davon erholen mag. Von einer solchen verschütteten Alpe wird folgende Erzählung berichtet: Man hieß den Platz Blümelis-Alpe, denn die Weide war herrlich, das Vieh gedieh über alle Maßen, jede Kuh wurde des Tags dreimal gemolken. Dazumal lebte auf dem Berge ein reicher Hirt, der fieng an stolz und ausschweifend zu werden, und die alte einfache Sitte des Landes zu verhöhnen. Im Uebermuth baute er eine Treppe in sein

Haus mit Käsen, und die Käse legte er aus mit Butter. Seine fromme Mutter, die im Thal wohnte, wußte aber nichts von dem Frevel. Eines Sonntags, im Sommer, ging sie auf den Berg, ihren Sohn zu besuchen. Vom Weg ermüdet beehrte sie bei der Ankunft einen Labetrunk. Da verleitete den Hirten eine boshafte Magd, die viel Gewalt über ihn hatte, daß er saure Milch in eine Schüssel that, Sand darauf streute, und es der Mutter reichte. Die Mutter aber entsezt über den ruchlosen Sohn und seine That, gieng rasch den Berg wieder hinab. Kaum war sie unten, so erhob sich ein Sturm, und ein Gewitter verheerte die gesegneten Fluren. Haus und Stall auf dem Berge wurden verschüttet, Menschen und Thiere verdarben. — Aus der Ferne konnte die Mutter die Strafe des Himmels walten sehen, die gegen frevelhafte Kinder nie ausbleibt. Seit der Zeit ist der Berg wüste und blumenleer.

Kaiser Franz.

Wer gedenkt nicht in liebevoller Verehrung des guten Kaisers Franz, der am 2. März 1835 aus dem Kreis der Lebenden schied, schmerzlich betrauert von einem treuen Volk, und umgeben von der allgemeinen Zuneigung der Deutschen, die in ihm mit frommem Sinne den letzten Kaiser deutscher Nation ehrten und liebten! — Durch 43 verhängnißvolle Jahre (— gerade so lang, wie der am heiligen Pfingsttag 1840 gestorbene, edle König von Preußen, —) war Kaiser Franz in Freud und Leid seinen Völkern ein treuer Landesvater, seinen Untertanen ein Wohlthäter und Beschützer, allen seinen Zeitgenossen ein Vorbild und Muster der Frömmigkeit und Gerechtigkeit, allen Freunden der Ordnung eine unerschütterliche Stütze. Darum bleibt sein Gedächtniß in Segen. — Von den vielen rührenden Zügen seiner Herzengüte sey hier der Erzählung gedacht, wie der Kaiser auf einem Spaziergang, zur Zeit der Cholera, in Wien dem Sarg eines Armen begegnete, den man ohne alle Begleitung auf den Kirchhof trug. Da folgte der Kaiser in frommer Bewegung dem Sarg, und

geleitete den Todten zur letzten Ruhestätte.
Ein gefühlvolles Lied beschreibt diesen rührenden Vorgang folgendermaßen:

Ein's Tags geht der Kaiser aus, und ihm zur Seit',
Ein einz'ger Mann nur, als sein ganz Geleit.
Den Kaiser schmücken Orden nicht, nicht Stern
und Band,

Ganz einfach und ganz schlicht ist sein Gewand,
Und kenntlich nur ist er dem ganzen Volk', allein
Am frommen Antlitz, an des Auges mildem Schein.
Sein Haupthaar ist ganz weiß, die Wangen bleich,
Denn Glück und Unglück, sie erprobten ihn zugleich,
Denn Glück und Unglück, sie erprobten ihm das
Herz,

Und fanden edel es, in Freude wie in Schmerz;
Denn Glück und Unglück, sie erprobten ihm das
Haupt,

Es hat in Beiden an den Göttlichen geglaubt;
Denn Glück und Unglück, sie erprobten ihm sein
Land,

Es hielt in Lieb und Treu in beiden Stand;
Denn Glück und Unglück, sie erprobten ihm sein Haus,
Es ging wie Gold nur aus der Sluth heraus. —
Drum war sein Haupt voll Silber, sein Herz voll
Gold,

Weil läuternd das Schicksal darüber hergerollt;
Drum wenn er ging durch seine Kinder, sanft und
schlicht,
Neigt jeder das Haupt, und „Gott erhalte!“
spricht: —

Und als er einst ging in dem Städtchen zumal,
Als sich hernieder senkte gerade der Abendrahl,
Da kömmt entgegen ihm ein Sarg, ganz ohn' Geleit',
Ein Bretlein oben, ein Bretlein zur Seit',
Und mit dem Sarg geht gar Niemand mit,
Der ihm erwiese doch den letzten Liebeschritt.
Und da ergreift es den Kaiser tief im Gemüth,
Dass eines seiner Kinder ganz so einsam zieht,
Auf seinem letzten, allerletzten Erdengang,
Und eine Thräne rollt auf seine blasse Wang',
Und Wehmuth spielt um seinen frommen Mund,
Er zieht den Hut ab zu derselben Stund',
Und zum Geleit'smann milden Tons er spricht:
„Laßt uns erfüllen nun die frömmste Pflicht,
Weil Niemand gehet nach dem Todten hinterher,
Erzeige ihm sein Kaiser nun die letzte Ehr'!“
Und wie der Kaiser, fromm und mild, sowie er war,
Die Gasse entlang schreitet nach der Vahr',
Und wie das Volk dann seinen Kaiser sieht,
Der mit des armen Mannes Leiche zieht;
Entblößt es das Haupt und saltet die Händ',
Und segnet seinen Kaiser ohne End',

Und schliefet sich in frommer Behmuth dann
Zu zwei und zwei dem Leichenzuge an!
Und Männer, Frauen, Kinder, jung und alt,
Nun mit hinaus zum fernem Kirchhof wallt;
Und angelangt auf dem Kirchhof ist's ein Leichem

349,

Als ob ein Fürst es wär', den man zu Grabe trug!
Der Kaiser harret, bis man die schwarze Truh
Hinabgesenkt zur allerletzten Ruh',
Und spricht ein still Gebet noch eine Weil'
Für des Entschlafenen Seelenheil,
Und schreitet dann, der schönen That bewußt,
Zurück, bewegt in seiner tiefsten Brust.

Gewiß, diesen stillen Gang hat Gott, der
Herr, geschaut, und dem frommen Kaiser als
einen Segensgang angerechnet.

Prinz Eugen.

Prinz Eugen der große Held, welcher vor
mehr denn 100 Jahren des deutschen Kai-
sers stets siegreicher Feldherr gegen die Erb-
feinde unseres lieben Deutschlands, nämlich
gegen die Türken und die Franzosen, gewesen
war, kam einst nach Schwaben in die Stadt
Neutlingen. Neutlingen war aber dazumal
noch eine freie Reichsstadt. Bürgermei-
ster und Gericht rathschlagten lange, was
für Ehren sie dem unvergleichlichen Helden
anthon wollten. Denn Jedermann hatte
ihn lieb, wovon ja noch das schöne Solda-
tenlied zeugt, vom Prinzen Eugenius,
dem edlen Ritter. — Unter andern ward
beschlossen, ihm beim Eintritt in die Stadt
auch einen Ehrentrank zuzubringen. Unsere
Altvordern hielten gar viel aufs Bescheid-
thun. Als nun der Prinz ankam, brachte
ihm der Bürgermeister Eins aus dem Stadt-
pocal zu. Es war alter Neckarwein, der
nicht gerade zu den süßesten gehört. Der
leutselige Prinz schluckte ihn mit etwas ver-
zogenen Mund hinunter. Als aber der Bür-
germeister meinte, es habe ihm so gut ge-
schmeckt, daß er nochmals füllen müßte,
da sprach der Prinz: „Halt, ihr Herren,
lieber wollt ich nochmals die Festung Bel-
grad stürmen, als einen zweiten Schluck
thun, Ihr müßt Niemand auf Essig ein-
laden;“ da haben sie Alle gelacht. — Bel-
grad ist eine starke türkische Festung, welche
Prinz Eugen kurz zuvor mit Sturm gewon-



nen hatte, wobei er fast das Leben verlor. Ewigen Ruhm hat dieser tapfere Held insbesondere durch die Schlacht von Hochstätt, Anno 1704, erworben, wo er, im Verein mit dem berühmten Marlborough, die Franzosen aus Deutschland schlug, deren damaliger König von nichts geringerem träumte, als uns alle unter seine Herrschaft zu bringen, und so den Meister in unsern Ländern zu spielen. Nach dieser Schlacht versiel das Kriegsglück der Franzosen, wie in unsern Tagen das von Kaiser Napoleon nach der Schlacht von Leipzig. Es war derselbe König, der früher die deutschen Länder am Rhein so unbarmherzig verheeren, und die meisten Orte in Asche legen ließ. Die Gräuelpredigten der damaligen Zeit sind gar nicht zu beschreiben. Dieser nämliche König hat sich auch ganz unchristlich mit den Türken verbunden, um unser frommes deutsches Kaiserhaus zu stürzen. Die Türken kamen damals bis Wien, das heldenmüthig sich vertheidigte. Wäre diese Stadt gefallen, so wäre Deutschland in gränzenloses Elend gerathen. Aber die ganze Christenheit zog dem Kaiser zu Hülfe. In diesen Kriegen war auch ein Mitglied unseres geliebten Fürstenhauses, der tapfere Markgraf Ludwig von Baden, ein ächter deutscher Mann, und stets siegreicher Held, dessen Name gleichfalls herrlich in der Geschichte glänzt. Gott verläßt die Deutschen nie, wenn sie nur sich selbst nicht verlassen. Aber von Frankreich ist uns schon viel Unheil gekommen.

Die Münchner Bierbeschan.

(Mit einer Abbildung.)

Das bayrische Bier ist von jeher berühmt gewesen; aber man hat von Obrigkeit wegen auch stets darauf gehalten, daß die Brauer am Malz und den Hopfen nicht sparen. — Zur Zeit, als noch die ächte Heiligkeit in Deutschland zu Haus war, also vor Alters, hatte man in München eine gar absonderliche Bierprobe. — Wenn im Frühjahre das junge Bier beschant werden sollte, sandte der Magistrat drei Gemeinderäthe zur Prüfung aus. Meint Ihr, daß die drei Männer nun tüchtig dem Trunk zugesprochen

hätten? Mit nichten! Ganz ernsthaft zogen sie von Brauerei zu Brauerei; in jeder fanden sie eine frisch gehobelte Bank. Auf diese Bank schütteten sie das Probebier aus, und setzten sich sodann auf das benezte Brett. Nach einer Weile erhoben sie sich. Wenn nun die Bank am Sitz steif und fest kleben blieb, und von den Rathsherren bis an die Thüre auf diese Weise fortgebracht werden konnte: so wurde das Bier preiswürdig erklärt, im andern Fall aber verrufen. — Heutzutage macht man es gelehrter; unsere Zeit ist zu karg und zu dünn, als daß der alte Brauch hätte bestehen können. Wechschmeckt man wohl oft im Bier, und Pfennigkraut, auch andere Dinge, welche für Gerste und Hopfen gelten sollen. Doch bleibt die Bank nicht mehr an den Leuten kleben, aber dafür kleben im Bierhaus die Leute an der Bank; dort sitzen sie noch immer wie angepicht. Es ist das Alte, nur verkehrt.

Das Hündlein von Bretten.

Im Unterland, besonders im Kraichgau, geht unter den Leuten das Sprüchwort um, wenn von übel belohnter Treue die Rede ist: „es geschieht dir, wie dem Hündchen zu Bretten.“ Die Sage von diesem Hündchen ist schon gar alt. In der Stadt Bretten lebte vorzeiten ein Mann, welcher ein treues und zu mancherlei Diensten abgerichtetes Hündlein hatte, das pflegte er auszuschießen, gab ihm einen Korb ins Maul, worin ein beschriebener Zettel und Geld lag, und so langte es Fleisch und Wurst beim Metzger, oder Brod beim Bäcker, ohne je einen Bissen davon anzurühren. — Einmal sollte es Würste abholen, da war ein fremder muthwilliger Metzgerknecht in der Fleischbank, der hielt das arme Thierchen fest, haute ihm den Schwanz ab und legte denselben in den Korb mit den Worten: „da hast du noch eine Wurst.“ Das Hündchen, beschimpft und verunndet, trug den Korb treulich über die Gasse nach Haus, legte sich nieder, und verstarb. Jedermann in der Stadt trauerte, denn man hatte das gelehrige Thierchen allgemein lieb; sein Bild wurde in Stein gehauen, und ist heute noch zum Wahrzeichen

laßt je
in jeder
t. Auf
er aus,
Brett.
Wenn
kleben
an die
werden
big er-
en. —
unsere
daß der
Doch
d Wens-
che für
Doch
Leuten
aus die
noch im-
te, nur

en.
ichgan,
vor ihm,
ede ist:
zu Brei-
chen ist
en letzte
nes and
Hunds-
en, gab
ein be-
und so
Wesger,
en Bis
solle es
er man-
schant,
wie ihm
in den
zu nach
schimpf
ich über
er, und
reuzte,
des alle
sein ge
geigen



nen hatte, wobei er fast das Leben verlor. Ewigen Ruhm hat dieser tapfere Held insbesondere durch die Schlacht von Hochstätt, Anno 1704, erworben, wo er, im Verein mit dem berühmten Marlborough, die Franzosen aus Deutschland schlug, deren damaliger König von nichts geringerem träumte, als uns alle unter seine Herrschaft zu bringen, und so den Meister in unsern Ländern zu spielen. Nach dieser Schlacht versiel das Kriegsglück der Franzosen, wie in unsern Tagen das von Kaiser Napoleon nach der Schlacht von Leipzig. Es war derselbe König, der früher die deutschen Länder am Rhein so unbarmherzig verheeren, und die meisten Orte in Asche legen ließ. Die Gräuelpredigten der damaligen Zeit sind gar nicht zu beschreiben. Dieser nämliche König hat sich auch ganz unchristlich mit den Türken verbunden, um unser frommes deutsches Kaiserhaus zu stürzen. Die Türken kamen damals bis Wien, das heldenmüthig sich vertheidigte. Wäre diese Stadt gefallen, so wäre Deutschland in gränzenloses Elend gerathen. Aber die ganze Christenheit zog dem Kaiser zu Hülfe. In diesen Kriegen war auch ein Mitglied unseres geliebten Fürstenhauses, der tapfere Markgraf Ludwig von Baden, ein ächter deutscher Mann, und stets siegreicher Held, dessen Name gleichfalls herrlich in der Geschichte glänzt. Gott verläßt die Deutschen nie, wenn sie nur sich selbst nicht verlassen. Aber von Frankreich ist uns schon viel Unheil gekommen.

Die Münchner Bierbeschan.

(Mit einer Abbildung.)

Das bayrische Bier ist von jeher berühmt gewesen; aber man hat von Obrigkeit wegen auch stets darauf gehalten, daß die Brauer am Malz und den Hopfen nicht sparen. — Zur Zeit, als noch die ächte Heiligkeit in Deutschland zu Haus war, also vor Alters, hatte man in München eine gar absonderliche Bierprobe. — Wenn im Frühjahre das junge Bier beschant werden sollte, sandte der Magistrat drei Gemeinderäthe zur Prüfung aus. Meint Ihr, daß die drei Männer nun tüchtig dem Trunk zugesprochen

hätten? Mit nichten! Ganz ernsthaft zogen sie von Brauerei zu Brauerei; in jeder fanden sie eine frisch gehobelte Bank. Auf diese Bank schütteten sie das Probebier aus, und setzten sich sodann auf das benezte Brett. Nach einer Weile erhoben sie sich. Wenn nun die Bank am Sitz steif und fest kleben blieb, und von den Rathsherren bis an die Thüre auf diese Weise fortgebracht werden konnte: so wurde das Bier preiswürdig erklärt, im andern Fall aber verrufen. — Heutzutage macht man es gelehrter; unsere Zeit ist zu karg und zu dünn, als daß der alte Brauch hätte bestehen können. Wechschmeckt man wohl oft im Bier, und Pfennigkraut, auch andere Dinge, welche für Gerste und Hopfen gelten sollen. Doch bleibt die Bank nicht mehr an den Leuten kleben, aber dafür kleben im Bierhaus die Leute an der Bank; dort sitzen sie noch immer wie angepickt. Es ist das Alte, nur verkehrt.

Das Hündlein von Bretten.

Im Unterland, besonders im Kraichgau, geht unter den Leuten das Sprüchwort um, wenn von übel belohnter Treue die Rede ist: „es geschieht dir, wie dem Hündchen zu Bretten.“ Die Sage von diesem Hündchen ist schon gar alt. In der Stadt Bretten lebte vorzeiten ein Mann, welcher ein treues und zu mancherlei Diensten abgerichtetes Hündlein hatte, das pflegte er auszuschießen, gab ihm einen Korb ins Maul, worin ein beschriebener Zettel und Geld lag, und so langte es Fleisch und Wurst beim Metzger, oder Brod beim Bäcker, ohne je einen Bissen davon anzurühren. — Einmal sollte es Würste abholen, da war ein fremder muthwilliger Metzgerknecht in der Fleischbank, der hielt das arme Thierchen fest, haute ihm den Schwanz ab und legte denselben in den Korb mit den Worten: „da hast du noch eine Wurst.“ Das Hündchen, beschimpft und verunndet, trug den Korb treulich über die Gasse nach Haus, legte sich nieder, und verstarb. Jedermann in der Stadt trauerte, denn man hatte das gelehrige Thierchen allgemein lieb; sein Bild wurde in Stein gehauen, und ist heute noch zum Wahrzeichen

eingemauert zu sehen. — Quäle die Thiere nicht, und sey barmherzig auch gegen dein Vieh. Wenn man manchmal sehen muß, wie aus Zorn, Bosheit und rohem Unverstand mit den armen Thieren umgegangen wird, so thut es einem im innersten Herzen weh. In Würtemberg sind von Obrigkeit wegen darauf Strafen gesetzt, dies ist ganz recht und billig.

Der Frohntanz.

Wenn es etwas unlustiges gegeben hat, so war es gewiß das Frohnen. — Viel Unmuth und Verdruß ist Gottlob mit ihm abgeschafft worden. Dermalen giebt es keine gezwungene Frohnen mehr, außer nach freiem Uebereinkommen einer Gemeinde zu einer allgemein nützlichen Arbeit, wo vereinte Kräfte rasch und verständig zusammen wirken. — Es sind jetzt mehr als 900 Jahre, daß ein vortrefflicher Fürst, Heinrich der Erste, deutscher Kaiser war. Das deutsche Vaterland verdankt diesem guten Regenten gar viel; er gründete viele Städte und Ortschaften, und dadurch den Bürgerstand; kurz er war ein wahrer Wohlthäter für uns Deutsche, und sein Name glänzt herrlich in den Geschichten. Dieser gute Kaiser war einmals auf Reisen; da kam er in die Nähe eines Ortes, der hieß Langenberg. Dort sind die Wege so arg schlecht gewesen, daß der Kaiser stecken blieb, und nicht mehr fort kommen konnte. Er schickte deshalb einen Knecht in den Ort, und ließ zur Hülfe entbieten. Es war gerade Pfingsten, wo alle Einwohner zum fröhlichen Pfingstanz auf der Ortwiese sich versammelt hatten. Mochten sie nun nicht glauben, daß es der Kaiser sey, oder mochten sie ihre Lustbarkeit nicht verlassen, genug Niemand eilte dem bedrängten Herrn zu Hülfe. Dies war sehr unrecht. Unterdessen kam das Gefolge des Kaisers herbei, und jetzt zog er an dessen Spitze in den Ort ein. Da entfiel den Leuten die Lust zum tanzen, als sie das böse Gesicht sahen, und den Zorn der Begleiter. (Die Knechte sind meistens schlimmer als die Herren.) Der leutselige Kaiser aber verzieh dem Unverstand. Nur setzte er zum Wahrzeichen ein, daß die Langenberger all-

jährlich an Pfingsten so lange in der Frohntanz müßten, bis von ihnen ein großes Faß Bier, wozu er auch die Stiftung gemacht, ausgeunken wäre. Die Verordnung ist auch getreulich gehalten worden. Dies war das einzige lustige Frohnen. Das alte deutsche Reich hat von Allem ein Musterchen gehabt.

Sonderbare Ehefriedensstifter.

Unter allen Händeln sind Ehehändel die schlimmsten; wo diese einreißen, da ist es meistens um das Glück geschehen. In dem Württembergischen Ort Balingen herrschte vor Alters eine besondere Gewohnheit, Uneinigkeiten zwischen den Eheleuten zu verhüten, oder dieselben gleich im Entstehen zu unterdrücken. In der Stille wurde von den gesetztesten Bürgern ein redlicher tadelreicher Mann gewählt, welcher der *Datte* (Vater) genannt wurde. Dieser erkohr sich zwei ehrliche Beihelfer und merkte nun wohl auf, hatte auch seine Kundschafter, um die Verhältnisse der Ehen zu erfahren. Hörte er, daß Eheleute uneinig waren, und sich übel gegen einander betrugten, so forschte er der Wahrheit nach. Hatte er nun Ueberzeugung, so ging er Nachts mit seinen Helfern vors Haus der Uneinigen, klopfte am Fenster, und sagte bloß: „Der *Datte* kommt.“ Dann ging er wieder fort; — er hatte gewarnt! Mochten die Uneinigen Frieden, so war's gut; wo nicht, so erschien er bei finsterner Nacht wieder, und klopfte abermals: „Der *Datte* kommt.“ — Verachteten die Eheleute diese zweite Warnung auch, so kam er mit seinen Gehülften zum drittenmal verummmt, und schmierte mit einem Stock die schuldige Person tüchtig ab. Item, es half. Man wußte in jenem Ort gar wenig von unfreundlichen Ehehändeln. Es war aber einmal ein *Datte* in seinem Eifer zu weit gegangen, es kam zur Klage, und die Regierung legte den Friedensstiftern das Handwerk. — Leider verzieht der Ehemann gewöhnlich selbst das Amt des *Datten*, — aber die schlimmsten *Datten* sind — die Advokaten.

Die Weiber.

Die Männer führen oft schlimme Reden gegen die Weiber, und dies ist nicht recht. Im Scherz geht es schon an, und da muß man es nicht so übel nehmen; die Frauen sparen die Sticheleien auch nicht; gar manche, die im Brautstand wie zarte Englein sich anstellen, kehren in der Ehe zu bald das Rauhe heraus. Dahn ist es dem geplagten Mann nicht zu verargen, wenn er spöttisch spricht: „Vor der Hochzeit habe ich dich so lieb gehabt, daß ich dich hätte essen können, und jetzt reut es mich, daß ich es nicht gethan habe.“ Dies ist eine feine Art, um den Aergern zu zeigen; diese Art ist viel besser, als das grobe Schelten und Zanken. — Ein lustiger Mann pflegte zu sagen, daß die Weiber den Vögeln gleichen, im Haus seyen sie geschwätzige Staaren, auf der Straße hoffärtige Pfauen, unter vier Augen oft fromme Tauben, oder nach Umständen schwarze Raben, die nach den Augen hacken. Der Mann hat Erfahrung gehabt. Im nächsten Kalender soll eine Beschreibung dessen kommen, was die Weiber gegen die Männer anzubringen haben. Unsere lieben Leserinnen mögen dem Voten bis dahin ihre Beiträge liefern. — Der Vote ist ganz auf der Seite der Weiber.

Alte Sitten.

In derjenigen Gegend vom Königreich Preußen, die zunächst an Rußland gränzt, gehört ein Theil der Einwohner zum Litthauischen Stamm, der bis auf den heutigen Tag eigenthümliche Sitten bewahrt hat, von denen sie nicht abweichen. Sie tragen alle die gleiche Kleidung; im Sommer von weißer Leinwand, im Winter Röcke von weißem, dicken Wollentuch. Nichts schöneres, als wenn die Landleute einer einfachen und reinlichen Tracht getreu bleiben! Kommt eine Frau nieder, so geht der Mann zu den Nachbarn und Freunden, er spricht: ich zeige euch an, daß Gott mir ein Kind gegeben hat; darauf muß zur Antwort erwidert werden: mir danken, und freuen uns mit dir, du redest gute Worte. Erscheinen nun die Gevatterleute, um zur

Kirche zu gehen, so sprechen sie zu den Eltern folgenden feststehenden Spruch: „Glück sey mit deinem Sohn, oder deiner Tochter, Gott gebe, daß du das Kind gesund erziehen mögest, Gott füge es, daß es auf der Bank der Männer, oder der Weiber sitzen möge, wie wir.“ Will der Litthauische Jungling heirathen, so erwählt er sich einen Freierwerber, der zu den Eltern des Mädchens reitet, sie begrüßt, und anfragt, ob sie die Tochter geben wollen. Bringt er dem Liebhaber ein Schnupfstuch zurück, so ist die Werbung angenommen. Am nächsten Sonntag, am Schlusse des Gottesdienstes, verloben sie sich vor dem Altar, wobei sie der Pfarrer ermahnt, einen christlichen Brautstand zu führen, und zu ihrem Vorhaben Gottes Segen erseht. Nach diesem muß die Braut die künftige Schwiegermutter besuchen, und ihr ein selbst gesponnenes und selbst genähtes Hemd bringen. Diese Hemden sind Ehrenhemden, und werden als den Verstorbenen im Sarg angelegt. Bei allen feierlichen Gelegenheiten, aber sonst nie, wird ein dicker Reiskrei mit Zucker und Zimmt aufgetragen, von dem jeder Anwesende bekommen muß.

Soll eine Gemeindeversammlung gehalten werden, so schickt der Schulz nur einen gebogenen Stab herum. Dies ist das Zeichen zum Zusammenkommen. Der Nachbar muß es gleich dem andern Nachbar geben, und so kommt es schnell weiter. Die Litthauer sind fromm; wenn einer vom Tisch des Herrn zurück kommt, so reicht er allen, die in der Kirche in seiner Nähe sind, die Hand, und spricht: Ich wünsche, daß du ein würdiger Gast Gottes gewesen seyn mögest, Gott schenk dir die Vergebung der Sünden, und den Frieden der Seele, er führe dich dereinst gesund im Herzen und mit Freunden von dannen! Solche Sitten sind loblich und erbaulich; sie zeigen, wie unsere Alvordern am Wahren festhielten. Laßt uns nicht aus der Art schlagen.

Tod des Königs von Preußen.

Am 7. Juni 1840, am heiligen Pfingsttag, ist der König von Preußen, Friedrich Wilhelm III. gestorben. Geboren den 3. Au-

gust 1770, zur Regierung gekommen im Jahre 1797, hat er ein Alter von nahe an 70 Jahren erreicht, und davon 43 Jahre mild und gerecht regiert. Mit ihm trat der letzte der drei Monarchen, (Kaiser Franz, Kaiser Alexander und Er,) vom Schauplatz, deren treuer Vereinigung und fester Ausdauer wir Deutsche die Befreiung von der Uebermacht der Franzosen, unter ihrem Kaiser Napoleon, verdanken. — (Möge die Zukunft uns Alle entschlossen und bereit finden, den vorangegangenen Geschlechtern in tapferer Gesinnung und deutscher Treue nicht nachzustehen.) Gleich dem Kaiser Franz ward er von seinen Unterthanen wie ein Vater geliebt, denn auch Er hat mit ihnen redlich Freud und Leid getragen, und ihre Wohlfahrt treulich gefördert. Unter seiner Regierung ist die segensreiche Handelsvereinigung zu Stande gekommen, welche die deutschen Völker sich täglich näher bringt. Viel edle Züge sind von Ihm bekannt. Gar rührend ist folgender: im Jahr 1828 hatte Er den Fuß gebrochen. In einer schlaflosen Nacht, wo arge Schmerzen ihn quälten, dachte er nach, wer ihm persönlich wohl am wehesten gethan hätte. Seine Gedanken fielen auf einen vornehmen Offizier, der wegen hämischen, lügenhaften Schmähungen gegen den König, der früher sein großer Wohlthäter gewesen, als verurtheilter Sünder auf der Festung gefangen saß. Da befahl Er seine Loslassung. In seinem Testament verzieh Er allen seinen Feinden, insbesondere denen, welche gegen ihn in Schrift und Sprache gelästert hätten, obgleich Ihm dadurch in dem Vertrauen des Volks vielleicht geschadet worden sey, und dieses Vertrauen sey ihm auf Erden das theuerste gewesen. Das ganze Testament, welches der König am 1. Dezbr. 1827 eigenhändig aufgesetzt hatte, und das erst nach seinem Tode bekannt wurde, zeugt herrlich von seinen edeln, gottesfürchtigen Gesinnungen. Es fängt folgendermaßen an: „Mein letzter Wille. — Meine Zeit mit Unruhe, meine Hoffnung in Gott! An deinem Segen, Herr, ist alles gelegen, verleihe ihn mir auch zu diesem Geschäfte! Wenn dieser mein letzter Wille meinen innigst geliebten Kindern und Angehörigen zu Gesicht kommen wird, bin ich nicht mehr unter ihnen, und gehöre

zu den Abgeschiedenen. Mögen sie dann beim Anblick dieser Schrift meiner liebevoll gedenken! Gott wolle mir ein barmherziger und gnädiger Richter seyn, und meinen Geist aufnehmen, den ich in seine Hände befehle. Ja, Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist! In einem Jenseits wirst du uns Alle wieder vereinigen, möchtest du uns dessen in deiner Gnade würdig finden, um Christi, deines lieben Sohnes und Heilandes Willen, Amen. Schwere und harte Prüfungen habe ich nach Gottes weisen Rathschluß zu bestehen gehabt, sowohl in meinen persönlichen Verhältnissen, als durch die Ereignisse, die mein geliebtes Vaterland so schwer trafen. Dagegen aber hat mich Gott, ewiger Dank sey ihm dafür, auch herrliche, frohe und wohlthuende Ereignisse erleben lassen. Unter die erstern rechne ich vor allem die glorreich beendigten Kämpfe in den Jahren 1813 — 15, denen das deutsche Vaterland seine Herstellung verdankt. Unter die frohen und wohlthuenden rechne ich insbesondere die herzliche Liebe und Anhänglichkeit, und das Wohlgelingen meiner geliebten Kinder.“ —

Der König dankt sodann in diesem Testament Allen, die ihm treu und redlich gedient, so wie dem Volk für seine Liebe. Seinem Sohn und Nachfolger empfiehlt er darin besonders eine aufrichtige, für Deutschland so nothwendige Freundschaft mit Oesterreich, und giebt ihm überhaupt die herrlichsten Lehren, damit der Friede und das Wohl der Unterthanen durch eine weise, verständige Regierung erhalten werde. — Es ist hochehrföhrlich, vom Thron herab solche preiswürdige und gottesfürchtige Aeußerungen zu vernehmen. — Dem verewigten König verdanken wir es mit am hauptsächlichsten, daß bisher, und trotz der heftigen Vorgänge in Frankreich, der allgemeine Friede, Gottlob, erhalten blieb. — Sein Andenken sey uns Deutschen lieb und theuer. Redlichere Männer, als wie Kaiser Franz und Er, sind niemals auf Thronen gesessen! Und wie gefaßt und würdevoll war dieser beiden Monarchen Abscheiden aus dem Leben; sie sahen den Tod mit dem ruhigen Bewußtsein eines frommen Gemüths entgegen, und dachten vor allem, wie ächte

Biedermänner, an die ihnen von Gott auf-
erlegte Stellung. — Erfülle trefflich deine
Pflichten, dadurch werden Könige groß, und
dadurch erhebt der Hausvater seine Familie,
und schützt sie vor Armuth! Merkwürdig
ist es, daß der König von Preußen gerade
auch 43 Jahr regierte, wie der Kaiser Franz,
und daß sein ältester Sohn und Nachfolger
ebenfalls keine Kinder hat, wie der älteste
Sohn und Nachfolger des Kaisers Franz.
Die Lebensgänge dieser beiden ehrwürdigen
Herrscher aus dem römischen Reich deut-
scher Nation sollen sich in Allem gleichen.

Der König von Schottland und die Spinne.

Schottland war einst ein eigenes Reich,
und hatte seinen König, aber schon lange
her ist es mit England vereinigt. Vor Alters
führte sein König Krieg mit dem Nachbar,
der sein Land erobert hatte. Der schottlän-
dische König war darin sehr unglücklich;
sechsmal wurde er in den Schlachten über-
wunden, und mußte fliehen. Verwundet
und trostlos lag er auf dem Krankenlager,
und wollte schon den Muth und die Hoffnung
sinken lassen. In seiner Traurigkeit gewahrt
er eine Spinne, welche sechsmal vergeblich
am hohen Fensterbogen einen Faden anzuk-
nüpfen suchte, und jedesmal ohne Erfolg
zurück fiel. Das siebentemal glückte es ihr.
Da wurde der traurige König beschämt,
und er faßte frischen Muth zur Vertheidi-
gung und zum Ausharren. Auch gewann er
endlich den Sieg, und befreite wieder das
Land. Er und seine Nachkommen haben
dankbar stets des Vorgangs mit der Spinne
gedacht; sie sahen darin einen Wink von
Oben, zum Glück ihres Hauses. Und dies
mit Recht. In allen rechtschaffenen Unter-
nehmungen muß man treu und unverdrossen
seyn, auch wenn es nicht gleich geht, wie
man will.

Die Buchdruckerkunst.

Am Johannistag des verfloffenen Jahres
ist an vielen Orten im deutschen Vaterland,
und auch sonst in der Welt, die Gedächniß-

feier der Erfindung der Buchdruckerkunst freun-
dig begangen worden. Vor 400 Jahren,
so um das Jahr 1440 herum, hat Johannes
Gutenberg, entweder in Strasburg oder
in Maynz, (beide Städte streiten sich um
die Ehre,) die gottgesegnete Kunst, Bücher
zu drucken, glücklich erfunden und ausgeübt.
Seither ist der Name dieses Mannes in ho-
hen Ehren; zu Maynz und zu Strasburg
sind ihm schöne Standbilder gesetzt worden,
und die dankbare Welt feiert sein Gedäch-
niß als das eines der größten Wohlthäter
der Menschheit. — Wenn dann, wie es
im vorigen Jahr geschah, die hundertjäh-
rige Jahreszahl wieder kehrt, so finden solche
Erinnerungsfeste noch weitern Anklang und
Umfang. Und dies mit vollem Recht. Denn
wo wären wir noch, wenn diese herrliche
Erfindung die Erhellung der Welt nicht
mächtig gefördert hätte? Wir wären noch
immer in Unwissenheit und Finsterniß ver-
sunken. Ehe es gedruckte Bücher gab, waren
die Schätze der Wissenschaft, die Lehren der
Religion, die Bibel, nur in handschriftlichen
Blättern vorhanden. Diese waren dann
sehr kostbar und theuer, nur vornehme und
reiche Leute konnten sie sich anschaffen, den
Armen war der Besitz ganz unmöglich. Eine
gut abgeschriebene Bibel ist um das Jahr
1300 für 250 Thaler verkauft worden; eine
für die damalige Zeit ungeheure Summe.
In einer berühmten Bibliothek in England
wird eine Bibel aufbewahrt, die so kunstreich
geschrieben, und in den großen Buchstaben
ausgemalt ist, daß der Schreiber volle 50
Jahre dazu verwendet hat. Aber auch die
Vornehmen konnten sie oft nicht gebrauchen,
denn das Lesen = Können war damals,
bei Hoch und Nieder, viel rarer, als jetzt
wenn es Einer nicht kann. Liebe Leser,
versezt Euch im Geist in jene Zeiten zurück,
wo kein frommes Gebetbuch das bekümmerte
Herz erquickte, wo die heilige Schrift dem
gläubigen Gemüth noch unzugänglich war,
wo kein unterhaltendes Buch die freien oder
einsamen Stunden heiter ausfüllte, und kein
hinkender Bote mit seinem Kalender um-
herwandelte! Genug, es waren finstre Zei-
ten. Unvergängliche Ehre und Dank den
Namen Gutenberg, Faust und Schöffer,
welche mit ihm das herrliche Werk in Schwung
brachten. Freuen wir uns, daß diese drei

wackre Männer unsere deutsche Landsleute waren. Darum ist die Jubelfeier für uns Deutsche ein ganz eigenstes Fest, und wie bei keinem Volk geht dies Gefühl durch alle Stände. Aber vor allem laßt uns die Gnade Gottes preisen, welche in jenen Männern den gesegneten Forschergeist erweckte. Das Lesen guter Bücher ist der edelste Zeitvertreib. — Fühlbarer Nutzen wird dadurch gestiftet.

Neulich hat eine rechtschaffene Zeitung berichtet, daß ein englischer Schiffskapitän, in einer öffentlichen Versammlung, den wohlthätigen Einfluß lehrreicher Bücher aus eigener Erfahrung gar dankbar rühmte; er hat darüber sich folgendermaßen ausgesprochen: „Ich bin der Kapitän eines Schiffes zum Wallfischfange in der Südsee, und komme nun eben von einer großen Reise in's stille Meer. Als ich dieselbe unternahm, war ich ein roher, unwissender Mensch; aber im Augenblicke, da das Schiff abfahren sollte, legte Jemand auf meinen Tisch ein Schrifichen, das den Titel führte: der geistige Führer des Seemanns. Ich schaute das Büchlein maschinenmäßig an und warf es dann in einen Winkel und sagte: „Bleib da liegen, bis ich werde Ruhe haben, dann will ich sehen, was du zu sagen weißt.“ Später aber, als ich übrige Zeit hatte, nahm ich das Büchlein zur Hand, und fing es an zu lesen. Ich hatte noch nicht die erste Seite gelesen, als ich fühlte, daß diese Schrift auf meinen Geist einen tiefen und noch nicht gekannten Eindruck machte, und je weiter ich vorwärts kam, um so stärker wurde dieser Eindruck. Alles erschien mir in einem neuen Lichte: Gott, die Zeit, die Ewigkeit und ich mir selber. Erfüllt von diesen Eindrücken ging ich aufs Verdeck, machte die Schiffsmannschaft zusammenkommen, und erzählte, wie die Schrift, welche ich gelesen, mich durchdrungen, was für außerordentliche Eindrücke sie auf meinen Geist gemacht habe, und bat sie um Erlaubniß, ihnen das Büchlein vorzulesen, nicht als ihr Capitän, sondern als ihr Freund. — „Lesen Sie uns vor, Herr Kapitän,“ schriean alle. Und als ich es ihnen vorgelesen hatte, riefen alle: „Kapitän, es ist uns dabei zu Muthe geworden, wie Ihnen, ganz wie Ihnen!“ Und von diesem Tage

an bis ans Ende der Reise hatten alle Glieder der Schiffsmannschaft eine vorwurfsfreie Aufführung, und es freut mich, daß ich vor Ihnen, ihr Herren, meinen Leuten öffentlich dieß Zeugniß geben kann, denn denn sie sind auch hier anwesend. Mit diesen Worten kehrte er sich um und sprach: „Stehet auf, Kameraden!“ und alsobald erhoben sich flugs 18 junge Matrosen von gutem Aussehen, und ihr Kapitän dankte ihnen mit warmen Worten für ihre gute Aufführung, welche dazu beigetragen habe, ihm die Reise sonderlich angenehm zu machen.

So sprach der wackre Schiffskapitän, und alle Anwesenden, worunter viele vornehme und angesehene Leute, zollten ihm und seiner Mannschaft Lob und Beifall. —

Pontius Pilatus.

Es besteht die Sage, und alte Reisebeschreiber behaupten es ganz ernsthaft, daß der aus der Leidensgeschichte Jesu so übel bekannte römische Landpfleger in Judäa, Pontius Pilatus, in einem Orte auf die Welt gekommen sey, welcher heut zu Tag Forchheim heißt, und in Bayern liegt. Es sey dazumalen eine römische Colonie gewesen, in der seine Eltern gewohnt hätten. Dem kann aber nicht wohl so seyn, weil die Römer ihre Herrschaft, folglich auch ihren Aufenthalt, nicht bis dorthin ständig ausgedehnt hatten. — Wenn's ein Forchheim bleiben soll, so könnte es eher eines von den badischen Orten dieses Namens, oder aus Rheinbayern seyn, wo der berühmte Weinort Forst ehemals Forchheim hieß. Denn in diesen Gegenden haben sich die Römer viele Jahre festgesetzt. Es wäre übrigens keine Ehre, den ungerechten Richter zum Landsmann zu haben. Es ist gut, daß er schon lange todt ist, damit er nicht etwa Lust bekäme, bey den Beratungen übers neue Strafgesetzbuch zu helfen! Gott bebüte uns vor Richtern wie Pontius Pilatus.

Alte Gebräuche.

Im zwölften Jahrhundert verlangte die Sitte, daß Personen von verschiedenem Ge-

schlecht in Gesellschaften paarweise zusammen saßen, und jedes Paar nur einen Teller vor sich hatte. In den Familien wurde ein Becher hinreichend für alle gehalten; der heilige Bernhard ward von seinem Vater arg gezanft, weil er den Rand des Bechers abwischte, ehe er daraus trank.

Bei den alten Schweden war durch Gesetze die Musik förmlich verboten. Die herumziehenden Musikanten wurden aus dem Lande verbannt; man hielt sie für anrücklich. Wer im Streit einen Musikanten schlug, oder gar tödtete, der wurde nicht am Leben gestraft. Er mußte den Erben des Erschlagenen ein Kalb zur Sühne geben. Aber selbst diese jämmerliche Entschädigung wurde noch ins Lächerliche gezogen. Man bestrich nämlich den Schwanz des Kalbs mit Fett; der Erbe mußte den Schwanz mit beiden Händen fassen, worauf man dem Kalb einen Schlag gab. Konnte er nun das Thier festhalten, so war es sein. Anno 1523 ist dieses schlimme Gesetz abgeschafft worden.

Im zwölften Jahrhundert waren die Pferde in England so wohlfeil, (oder das Geld so rar,) daß der König fünfzehn Stuten zurucht um einen Thaler das Stück kaufen konnte, und als er sie später um zwei Thaler das Stück verkaufen ließ, so hielt man dafür, er habe einen guten Gewinnst gemacht. Damals galt es für schimpflich, eine Stute zu reiten. — Wenn ein Ritter seines Adels entsezt wurde, so mußte er auf einer Stute reiten, oder einen Hund auf seinen Schultern tragen. —

Seefahrerleiden.

Spizbergen ist eine Insel im Eismeer, oberhalb von Schweden. Es ist das nördlichste Land der Erde; den Namen hat es von den spizigen Bergen und Felsen, womit es bedeckt ist. Niemand bewohnt diese traurigen Gegenden, die völlig unwirlich und mit Schnee und Eis bedeckt sind. Die Kälte des Winters ist fürchterlich. Der längste Tag und die längste Nacht dauern hier an 5 Monate in einem fort. Wegen dem Fischfang begeben sich als Russen hieher. So kam vor einigen Jahren ein russisches Schiff mit vierzehn Mann dahin;

das Schiff blieb jedoch in der Nähe vom Land im Eis stecken. Vier Matrosen gingen ans Land, um die Küste zu erforschen. Sie fanden dort eine Hütte, und verbrachten darin die Nacht. Beim Erwachen sahen sie das Schiff nicht mehr; es war in der Nacht mit Allem was darin war von schwimmenden Eisbergen zertrümmert worden. Das Geschick der vier Matrosen war nun fast so schrecklich als das ihrer umgekommenen Gefährten. Sie hatten nur auf einen Tag Lebensmittel, besaßen als Waffen nichts als ein Messer, ein Beil, eine Plinte, Pulver zu zwölf Schüssen, einen kleinen Kessel und ein Feuerzeug. Sie ließen indessen den Muth nicht sinken, denn es waren wackere Männer, und voll Vertrauen auf die hülfreiche Gnade von oben. Mit ihren zwölf Schüssen erlegten sie nach und nach zwölf Rennthiere, deren Fleisch sie nährte, deren Felle sie kleideten. Aus den Trümmern des Schiffes, die an Strand kamen, verfertigten sie allerlei Hausrath. Sie hatten das Glück, einen Bären zu tödten, dessen Fleisch für sie ein Leckerbissen war. Aus seinen Sehnen drehten sie sich eine Schnur zu einem Bogen, womit sie allerlei Wild erlegten. Wenn der Sommer kam, nämlich die Zeit, wo Monate lang die Sonne gar nicht untergeht, und die Hitze manchmal recht fühlbar wird, da sammelten sie allerlei Kräuter ein. Aus dem Meerwasser kochten sie Salz. Auf diese Weise brachten diese vier Männer sechs Jahre auf der Insel zu. Endlich kam wieder ein Schiff, das sie aufnahm, und glücklich wieder nach Rußland in die Heimath zurückführte. — Jedermann pries mit ihnen die Gnade Gottes, die sie so wunderbar erhalten hatte.

Schrecklicher ist die Geschichte von einem amerikanischen Seefahrer und seinen Leuten, dessen Schiff auf offenem Meer in Brand gerieth, und nicht mehr zu löschen war. Die Schiffer retteten sich in die zwei Boote, die beim Schiff waren. Aber sie waren gar fern vom nächsten Lande. In den unbedeckten Röhren drückten sie die glühenden Sonnenstrahlen (— es war in der heißen Erdgegend —) schier zu Boden; mehrere Tage vergiengen, bald fehlten das Wasser und die Lebensmittel. Ein heftiger Sturm kam, und warf das eine Boot um. Die Lente

im andern mußten sehen, wie die gefräßigen Haiſſiſche ihre unglücklichen Gefährten verſchlungen. — Die Sinne vergiengen ihnen vor Glend. Sie nährten ſich endlich mit dem Fleiſche ihrer geſtorbenen Kameraden; ſie öffneten ſich die Adern, um nur in etwas den fürchterlichen Durſt zu ſtillen. Von 10 Perſonen, die anfänglich im Boot waren, blieben zuletzt noch drei übrig, die in einem bewußtloſen Zuſtande an eine Inſel angetrieben, dort von den Bewohnern gefunden, mildeſt verpflegt, und beim Leben erhalten wurden. — Die Mühen und Gefahren, welche die Seelente zu beſtehen haben, ſind oft ganz ungläublich. Ein ächter Seemann iſt ſtets gottesfürchtig.

Der Chriſt und der Heide.

(Mit einer doppelten Abbildung.)

Zur Zeit, als die Türken noch in die chriſtlichen Länder einfielen, und namentlich faſt ganz Ungarn in ihre Gewalt gebracht hatten, alſo vor etwa 150 Jahren, lebte in Ungarn ein gar tapferer Edelmann, Namens Graf Zapary, welcher ſich in den Kämpfen gegen die Türken einen großen Ruhm, als einer der muthigſten Streiter für die Chriſtenheit, erworben hatte. Die Türken fürchteten ihn, wegen ſeiner Kriegserfahrung und Tapferkeit. Es war deshalb lauter Jubel, als er endlich ſchwer verwundet in ihre Hände fiel. Der türkiſche General gab ſofort Befehl, den Bleſſirten mit aller Sorgfalt zu verpflegen, auf daß er von ſeinen Wunden geheilt werde. Dies geſchah aber nicht aus Menſchlichkeit, oder aus Achtung vor dem Ruhm des Gefangenen, — nein, ſondern aus abſonderlicher Bosheit. Denn als der ungarische Graf gänzlich hergeſtellt war, ſo ließ ihn der boshafte Türke wie ein Pferd vor einen Pflug ſpannen, und ſo zu Acker fahren. Dabei ſprach er höhniſch: „du haſt als in der Schlacht Türkenſoldaten gemäht, jetzt ſollſt du Türkenäcker pflügen.“ — Dieſe Qual, durch Mißhandlungen noch erhöht, dauerte eine lange Zeit. — Vertrauen auf Gott hielt den unglücklichen Grafen in ſeinen Leiden aufrecht. Endlich ſchlug die Stunde der Erlöſung. Das kaiſerliche Heer beſiegte

die Türken, und eroberte die Stadt, worin Zapary gefangen gehalten ward. Der türkiſche General, ſein Peiniger, wurde mitgefangen. Der kaiſerliche Feldherr, Herzog von Lothringen, ein Freund des geretteten Zapary, feierte deſſen Erlöſung mit allerlei Feſtlichkeiten. Dabei wurde beſchloſſen, daß es nicht mehr als gerecht erſcheine, wenn der gefangene Türke dem Grafen zum Eigenthum übergeben würde. Dies hörte einer der türkiſchen Diener, und meldete es ſeinem Herrn im Kerker. Letzterer, im Gefühl der früheren Graufamkeit, mochte an eine ſchlimme Wiedervergeltung glauben, und nahm deshalb Gift ein, um ſich lieber den Tod zuzuziehen. Indem trat der fromme Held Zapary in das Gefängniß, und ſagte: „weil man dich mir zum Eigenthum gegeben hat, ſo ſtehe auf, und ziehe zu den Deinen; ich laſſe dich frey, meine Rache iſt, daß ich dir verzeihe.“ — Auf dieſes war der Türke nicht geſaßt; tiefe Rührung ergriff ſein trotziges Herz. — Chriſt, ſprach er bewegt, wer lehrt dich, ſo zu handeln? Der Ungar erwiederte, meine Religion heiße mich den Feinden vergeben, und Milde zu üben. Da neigten heiße Thränen die Augen des Türken, „o laß mich,“ rief er aus, „in dieſer heiligen Lehre ſterben, denn dieſe iſt göttlich. Wiſſet, daß ich Gift genommen habe, um deiner vermeinten Rache zu entgehen, bald wird leider mein Leben zu Ende ſeyn. So nehm mich denn in der Todesſtunde noch in Eure Mitte auf, und weiht durch die Taufe mich in den heiligen Bund ein, ſtatt der Erde Freiheit, will ich durch meine gläubige Reue die Vergebung des Himmels erwerben.“ Dies geſchah; in Zaparys Armen iſt er an demſelben Tag ſanften Blickes verſchieden. Zapary geleitete trauernd ſeinen neuen Glaubensbruder zur irdiſchen Ruheſtätte. Dieſe edle Chriſtenrache verherrlicht Zaparys Namen noch mehr, als ſein kriegeriſcher Ruhm. Sein Geſchlecht blüht heute noch in Segen.

Die Felddienſtauszeichnung.

Durch die Stiftung der Denkmünze, welche von den alten Soldaten und Landwehrmännern als rühmliche Felddienſtauszeich-

Türkenrache.



Int. Vote 1841.

Christenrache.

©

wenn
er die
miese
Dinge
etwa
allerl
n, das
wenn
Eigens
einer
seinem
ist der
schlim
nahm
en Tod
e Geld
,, weil
gegeben
m Die
che ist
es war
ergreif
er be
? Da
heißt
ilde zu
die Au
er an
in die
ommen
zu ent
in Ende
Todes
weiß
Band
durch
ng das
in Sa
sanften
e cran
er zur
bristen
macht
schlecht

im andern mußten sehen, wie die gefräßigen Haiische ihre unglücklichen Gefährten verschlangen. — Die Sinne vergiengen ihnen vor Glend. Sie nährten sich endlich mit dem Fleische ihrer gestorbenen Kameraden; sie öffneten sich die Adern, um nur in etwas den fürchterlichen Durst zu stillen. Von 10 Personen, die anfänglich im Boot waren, blieben zuletzt noch drei übrig, die in einem bewußtlosen Zustande an eine Insel angetrieben, dort von den Bewohnern gefunden, mildest gepflegt, und beim Leben erhalten wurden. — Die Mühen und Gefahren, welche die Seelente zu bestehen haben, sind oft ganz unglaublich. Ein ächter Seemann ist stets gottesfürchtig.

Der Christ und der Heide.

(Mit einer doppelten Abbildung.)

Zur Zeit, als die Türken noch in die christlichen Länder einfielen, und namentlich fast ganz Ungarn in ihre Gewalt gebracht hatten, also vor etwa 150 Jahren, lebte in Ungarn ein gar tapferer Edelmann, Namens Graf Zapary, welcher sich in den Kämpfen gegen die Türken einen großen Ruhm, als einer der muthigsten Streiter für die Christenheit, erworben hatte. Die Türken fürchteten ihn, wegen seiner Kriegserfahrung und Tapferkeit. Es war deshalb lauter Jubel, als er endlich schwer verwundet in ihre Hände fiel. Der türkische General gab sofort Befehl, den Blessirten mit aller Sorgfalt zu versorgen, auf daß er von seinen Wunden geheilt werde. Dies geschah aber nicht aus Menschlichkeit, oder aus Achtung vor dem Ruhm des Gefangenen, — nein, sondern aus absonderlicher Bosheit. Denn als der ungarische Graf gänzlich hergestellt war, so ließ ihn der boshafte Türke wie ein Pferd vor einen Pflug spannen, und so zu Acker fahren. Dabei sprach er höhnißlich: „du hast als in der Schlacht Türken Soldaten gemäht, jetzt sollst du Türkenäcker pflügen.“ — Diese Qual, durch Mißhandlungen noch erhöht, dauerte eine lange Zeit. — Vertrauen auf Gott hielt den unglücklichen Grafen in seinen Leiden aufrecht. Endlich schlug die Stunde der Erlösung. Das kaiserliche Heer besiegte

die Türken, und eroberte die Stadt, worin Zapary gefangen gehalten ward. Der türkische General, sein Peiniger, wurde mitgefangen. Der kaiserliche Feldherr, Herzog von Lothringen, ein Freund des geretteten Zapary, feierte dessen Erlösung mit allerlei Festlichkeiten. Dabei wurde beschlossen, daß es nicht mehr als gerecht erscheine, wenn der gefangene Türke dem Grafen zum Eigenthum übergeben würde. Dies hörte einer der türkischen Diener, und meldete es seinem Herrn im Kerker. Letzterer, im Gefühl der früheren Grausamkeit, mochte an eine schlimme Wiedervergeltung glauben, und nahm deshalb Gift ein, um sich lieber den Tod zuzuziehen. Indem trat der fromme Held Zapary in das Gefängniß, und sagte: „weil man dich mir zum Eigenthum gegeben hat, so stehe auf, und ziehe zu den Deutschen; ich lasse dich frey, meine Rache ist, daß ich dir verzeihe.“ — Auf dieses war der Türke nicht gefaßt; tiefe Rührung ergriff sein trotziges Herz. — Christ, sprach er bewegt, wer lehrt dich, so zu handeln? Der Ungar erwiederte, meine Religion heißt mich den Feinden vergeben, und Milde zu üben. Da neigten heiße Thränen die Augen des Türken, „o laßt mich,“ rief er aus, „in dieser heiligen Lehre sterben, denn diese ist göttlich. Wisset, daß ich Gift genommen habe, um deiner vermeinten Rache zu entgehen, bald wird leider mein Leben zu Ende seyn. So nehm mich denn in der Todesstunde noch in Eure Mitte auf, und weihet durch die Taufe mich in den heiligen Bund ein, statt der Erde Freiheit, will ich durch meine gläubige Reue die Vergebung des Himmels erwerben.“ Dies geschah; in Zaparys Armen ist er an demselben Tag sanften Blickes verschieden. Zapary geleitete trauernd seinen neuen Glaubensbruder zur irdischen Ruhestätte. Diese edle Christenrache verherrlicht Zaparys Namen noch mehr, als sein kriegerischer Ruhm. Sein Geschlecht blüht heute noch in Segen.

Die Felddienstauszeichnung.

Durch die Stiftung der Denkmünze, welche von den alten Soldaten und Landwehrmännern als rühmliche Felddienstauszeich-

nung getragen werden darf, hat unser gnädigster Großherzog eine dankbare Freude im ganzen Land hervorgerufen. Mit Selbſtgefühl erkennen ſich unter einander die alten Kriegskameraden; ſie finden einen friſchen Antrieb, den redlichen Soldatenſinn, der ſtets auf Pflicht und Ehre gerichtet ſeyn ſoll, auch im bürgerlichen Leben feſtzuhalten, und ſo ein gutes Vorbild der jüngern Welt zu geben, die an ihnen nun beifunden ſieht, daß treue und wackre Dienſte ſtets anerkannt werden. So etwas erweckt Nachahmung. Der hinkende Bote will nicht hoffen, daß der ſegensreiche Friede, welcher durch die früheren Kämpfe von 1813—15 ſo glücklich errungen wurde, ſobald aufhören, und ein neuer Kampf unſere Treue und Hingebung in Anſpruch nehmen werde: — aber wenn eine ſolche Prüfungszeit kommen ſollte, ſo werden die Jungen gewiß in treuen, tapfern, deutſchen Gefinnungen den Alten nicht nachſtehen. Alles für Fuſt und das deutſche Vaterland! Dies bleibe unſer Wahlſpruch; nie ſollen die Fremden mehr bei uns Meiſter werden!

Die Antheilung der Felddienſtmedaille hat ſich überall zu einer Feier ächt vaterländiſcher Empfindungen geſtaltet. Ein Bürgermeiſter in unſerer Nähe ſprach bei dieſem Anlaß zu ſeiner Gemeinde folgende verſtändige Worte: „Werthe Mitbürger! Unſer gnädigſter Großherzog, der an Seine treuen Badener ſtets mit Liebe denkt, und keinen vergißt, der redliche Dienſte aufweiſen kann, hat zu Ehren der wackern Männer, die einſt als Soldaten Feldzüge beſtanden, darin Aufopferungen, Gefahr und Noth rechthchaffen und muthig getragen und dem Vaterland Ehre gemacht haben, eine Medaille geſtiftet; die als eine Felddienſtauszeichnung auf der Bruſt dieſer Männer das Gedächtniß jener Zeiten und die ehrende Anerkennung des Fürſten bezeugen ſoll. Dieſe Medaille, mit der bedeutungsvollen Inſchrift „Leopold, für treuen Dienſt im Krieg“ und „für Badens Ehre“, ſoll ich heute, ſammt den Patenten, denjenigen unſerer Mitbürger einhändigen, welche einſt als treue, tapfere Männer in den Reihen der Soldaten kämpften, und nun, vom Tode verſchont, der ſo oft ſie in ſchrecklicher Geſtalt umgab, zu ihrer und

unſerer Freude am friedlichen Heerd der Heimath weilen. Dieſe Medaillen bilden von nun an ein ſchönes Ehrenzeichen jener Männer; ſie bleiben nach ihrem, hoffentlich noch fernem, Ableben auch in der Familie ein ſchönes Erinnerungszeichen an den damit geſchmückten Vater. Denn wir wollen dem Gedanken nicht Raum laſſen, daß Einer dieſer Auszeichnung durch ſtrafbare Handlungen verluſtig gehen werde. Mit den herzlichſten Empfindungen und Wünſchen vollziehe ich den hohen Anſtrag der Uebergabe. Ein frohes Gefühl erfüllt mich bei dieſer angenehmen Pflicht. Fünf und zwanzig Friedensjahre beglücken uns; ein großer Segen von Gott, beſonders wenn wir an dieſenigen Länder denken, wo Bürger gegen Bürger im blutigen Streit ſteht, der Nachbar dem Nachbar nicht traut, und alle Ordnung aufhört. Viele von uns haben noch keine Gräuel des Kriegs erlebt. Wohl ihnen! aber die alten Soldaten können davon erzählen, ſie können auch berichten, wie hart damals der Soldatenſtand war, wie rückſichtslos ſtreng die Zucht, und wie viel ſie entbehren mußten, was jetzt, unter einer väterlichen Regierung und Leitung, unſern Kindern, die zu Soldaten gezogen werden, ſo menſchlich als reichlich zu Theil wird. Darum ſolget man jetzt gern der Fahne. Möge die Zeit ſtets ferne ſeyn, wo der Ruf des geliebten Fürſten ein treues Volk zur Abwehr gegen einen Feind verſammelt muß. Erſchallt aber dieſer Ruf, ſo laßt uns Alle ihm treulich folgen. Der Himmel erhalte uns den goldenen Frieden, und damit die erhöhten Mittel zur Wohlfahrt und Zufriedenheit. Der Himmel erhalte unſern gütigen Landesvater, er verleihe ihm eine geſegnete Regierung, durch alle Gaben des Friedens verherrlicht, und durch freudig treuen Bürgerſinn in Eintracht belohnt. Denn der ſchlimmſte Feind iſt der Geiſt der Zwietracht, der Unordnung, der Geſepfloſigkeit, der Widerſpenſtlichkeit. Gegen dieſen Feind laßt uns ſtets Krieg führen, und keinen Pardon geben. Es lebe der Großherzog! es blühe das geliebte Fürſtenhaus! Es lebe der Markgraf Wilhelm, der tapfere Führer der Soldaten! hoch!“

Solche Gefinnungen muß der hinkende Bote von Herzen loben. Ja, Zwietracht

ist unser gefährlichster Feind, denn er ist nicht immer gleich zu erkennen, und hat gewöhnlich schon viel Unheil angerichtet, ehe man ihn nur recht gewahr wird!

Der Landtag von 1840.

Im Juli ist der vorjährige Landtag zu Ende gegangen. Uebermals haben Regierung und Stände in Eintracht und Vertrauen zusammengewirkt, um das Beste des Vaterlandes zu fördern. Auf diesem Wege wird es zur Freude unseres geliebten Großherzogs und zum Dank der Unterthanen mehr und mehr gedeihen. Wichtige Arbeiten sind auf diesem Landtage vorgekommen. Darunter ist besonders ein neues Strafgesetzbuch, das mit seinen mildern Bestimmungen an die Stelle des bisher üblichen, in die jetzige Zeit nicht mehr passenden, treten soll; doch wird es erst auf dem nächsten Landtag vollends beraten. Die Fortsetzung der Eisenbahn bis Basel, dieses erfolgreichen Mittels des Verkehrs, ist beschloffen. — Am Schluffe der Sitzungen hielt der würdige Präsident der zweiten Kammer, Herr Professor Mittermaier, eine Anrede an die Abgeordneten, worin es unter anderm heißt: „Ein langer mühevoller Landtag naht sich seinem Ende. Ernste Geschäfte haben uns während einer Zeit von fast neun Monaten in diesem Saale vereinigt. In dieser Zeit sind 34 Gesetzentwürfe, 6 Motionen und 586 Petitionen beraten und 135 Sitzungen gehalten worden. Unter den Gesetzentwürfen, die von der Kammer die Zustimmung erhalten haben, sind mehrere von hoher Bedeutung. — Durch die Aufhebung der Lohnungen ist ein Institut, das seine Zeit überlebte, das die Freiheit des Verkehrs lähmte und der Moralität nicht günstig war, verschwunden. Durch die Gesetze über die Sporteln ist die Beitragspflicht zu den Ausgaben für die streitige, sowie für die willkührliche Gerichtsbarkeit auf eine gerechte, mit der Größe der Mühe und des Zeitaufwandes im Verhältniß stehende Weise regulirt worden. Durch das Gesetz über die Amtsrevisorarsporteln ist es möglich geworden, für die Verbesserung der Lage einer zahlreichen Klasse derjenigen Personen, denen die Verwaltung der Rechtspolizei zum größten Theil übertragen ist,

und für die bisher ungenügend gesorgt war, besser und zweckmäßiger zu sorgen und die zweckmäßigere Verwaltung der Rechtspolizei zu sichern. — Durch das Gesetz über die Feuerversicherungsanstalt für Gebäude ist der Grundsatz der Garantie der Gebäudeeigenthümer, die durch Brandunglück gelitten haben, sanktionirt. Es ist eine Staatsanstalt, die unter den Schutz der Verfassung gestellt ist, gegründet auf die Zwangsverbindlichkeit der Gebäudeeigenthümer, auf Gegenseitigkeit der Theilnahme mittelst Gleichheit des Umlagesfußes ohne Klassifikation. Das Gesetz über die Beaufsichtigung der Fabrikversicherung sucht den Grundsatz der möglichsten Freiheit der Vertragsschliefenden mit dem öffentlichen Interesse zu vereinigen, jenen Nachtheilen entgegen zu wirken, die die Feuerversicherungsgesellschaften nur zu leicht in ihrem Gefolg haben können. Durch das Gesetz über die Rechtsverhältnisse der Lehrer an Mittelschulen ist durch die unter gewissen Modifikationen geschehene Bewilligung der Staatsdienerrechte den Lehrern eine neue Aufmunterung zur treuen Berufserfüllung gegeben. Das Gesetz über die Verbringung in die polizeiliche Arbeitsanstalt füllt eine Lücke in unserer Gesetzgebung aus. Es sichert die Bedingungen, unter denen Personen, die der öffentlichen Sicherheit gefährlich werden, in eine Anstalt gebracht werden können, die nicht blos eine Verwahrungsanstalt seyn, sondern nach dem Willen des Gesetzgebers eine Besserungsanstalt werden soll. Das Gesetz über die Appanagen regulirt die Verchtigung der Mitglieder der großherzogl. Familie auf eine den Pflichten der Anhänglichkeit an die Regentenfamilie und den Rückstehen auf das Staatsvermögen entsprechende Weise. Sie wissen, meine Herren, daß die Kammer zur Kontrahirung eines Anlehens von 5 Millionen zugestimmt und einen Gesetzentwurf angenommen hat, wodurch die im Jahr 1837 gestattete Minderung oder Nachlaß an der Klassen- oder Gewerbesteuer für die Zukunft aufhören sollte. Mit Unrecht würde man daraus Schlüsse zum Nachtheil der Verhältnisse unserer Finanzen, mit Unrecht hieraus ableiten, daß nunmehr neue Belastungen eintreten sollen. Der besser Unterrichtete weiß, welche Bes-

schaffenheit es mit diesem Anlehen hat, er weiß, daß dadurch zunächst nur ein altes Anlehen, das im Jahr 1820 gemacht worden, gerilgt werden solle. Er weiß aber auch, daß die Aufhebung des fraglichen Steuernachlasses selbst nur ein kleines Entgelt für die großen Erleichterungen ist, die in einer Reihe von Jahren eintraten. Es ist meine Pflicht, ein Grundsystem, welches seit Jahren die Regierung und die Kammer übereinstimmend befolgt haben, in's Gedächtniß Aller zu rufen — das System, die reichen Ueberschüsse, welche 25 gesegnete Friedensjahre geliefert haben, zum Besten des Landes und zur Erleichterung der Bürger anzuwenden. Sie wissen, was für die Ausbildung des sittlichen Zustandes des Volks, für die Gründung wohlthätiger Einrichtungen, für neue Mittel der Belebung des Verkehrs, für die Entseftung des Bodens von den verschiedenartigsten Lasten geschehen ist. Darf ich in Ihr Gedächtniß zurückrufen, daß im Jahr 1830 das Straßengeld aufgehoben und damit allein eine Summe von 170,000 fl. aus der Reihe der Einnahme gestrichen wurde. Unaufgehalten durch Schlagbäume zieht der In- und Ausländer durch die lachenden Fluren des schönen Vaterlandes. Die Straßen- und Gerichtsfrohnden, die sonst die Pflichten mit 300,000 fl. belasteten, sind aufgehoben. Im Jahr 1832 ist eine Accisgattung, welche 56,000 fl. in jedem Jahr betrug, verschwunden. Der Salzpreis wurde im Jahr 1833 von 4 fr. auf 3 fr. herabgesetzt und dadurch eine jährliche Erleichterung von 400,000 fl. bewirkt. Erinnern Sie sich ferner des Systems der Regierung und der Stände, die Bezirksschulden auf die Staatskasse zu übernehmen, so daß zwei Millionen solcher Schulden seit dem Jahr 1825 übernommen worden sind. Erinnern Sie sich aber auch an das System, welches die Gesetzgebung Badens in Beziehung auf die alten Abgaben befolgt hat. Während in andern Staaten die Pflichten oft mit schweren Lasten diese alten Abgaben, die die Steuernatur an sich tragen, ablösen müssen und darum diese Ablösung sehr häufig nur auf dem Papier steht, nicht aber in's Leben tritt, hat die Gesetzgebung Badens den Grundfah aufgestellt, daß der Staat die Be-

rechtigten selbst entschädige, und eine jährliche Belastung von 200,000 fl. an solchen alten Abgaben, die sonst die Pflichten drückten, ist verschwunden. Ihnen schweben die seit dem Jahr 1831 zu Stande gekommenen Gesetze über die Aufhebung der Frohnden und des Zehnten vor. Sie wissen, daß die Regierung und Stände die große Maaßregel dadurch zu Stande bringen wollten, daß der Staat selbst einen beträchtlichen Zuschuß zu der Ablösungssumme bewilligt. Sie wissen, daß dadurch ein Kapital von zehn Millionen und die Erleichterung die dem Pflichten durch diesen Staatsbeitrag zugeht, jährlich auf 500,000 fl. angeschlagen werden kann. Alle diese großen Erleichterungen, die Abnahme dieser Belastungen sind ohne Erhöhung der Steuern bewirkt worden. Viele fruchtbare Ansichten, viele Wünsche und Erfahrungen über die Wirksamkeit erlassener Gesetze, viele Vorschläge sind auch auf diesem Landtage im Laufe der Beratungen ausgesprochen worden. Für den Augenblick mögen, wie dies im Menschenleben wohl geht, viele dieser Wünsche und Anträge erfolglos seyn, allein sie sind Saaten, die für die Zukunft ausgestreut werden. Das, was den wahren Fortschritten der Menschheit angehört, geht nie unter. Die Verschiedenheit der Ansichten über Dasjenige, was Jeder von uns für das Beste halt, über die Formen, über die Mittel und über den Umfang der Wünsche konnte wohl uns oft in diesem Saale in Meinungspartheien spalten; aber wie oft, ja ich möchte sagen immer, hat sich bei allen wichtigen Fragen, die unser gesamtes Vaterland betrafen, die Einstimmigkeit ausgesprochen, die Eintracht in der Richtung, und der Gesinnungen, wo es darauf ankam, mit Uneigennützigkeit und Aufopferung für das Wohl unseres theuern Vaterlandes thätig zu seyn, die Liebe zu der Verfassung, die uns beglückt, und die treue Anhänglichkeit an den Regenten, der die Verfassung bewahrt und schützt, auszusprechen. Ein Ruf, meine Herren, drängt sich in dem Augenblick des Scheidens aus Aller Herzen: Gott segne unser theures, geliebtes Vaterland und lasse es uns immer emporblühen an Moralität, an Bildung und Wohlstand; er schütze unsere Verfass-

sung und des Himmels reichster Segen ruhe auf dem Haupt des geliebten Herrschers, dem die Vorsehung die Beglückung Badens anvertraut hat. Hoch lebe der Großherzog!" In diesen Ruf haben alle Mitslieder der Kammer freudig und von Herzen mit eingestimmt. Der Großherzog hat laut seine Zufriedenheit und Anerkennung mit dem Geist und den Arbeiten der Kammern verkünden lassen, dessen sich jeder gute Bürger freuen wird. Die Wahrnehmung, daß das schöne Recht der Petitionen an die Kammern von Manchen unstatthafter Weise angewendet ward, soll eine Belehrung veranlassen, wie solches nach der Verfassung auszuüben sey. Es ist zu wünschen, daß die Leute sich darnach richten, denn der Mißbrauch schadet jedem Recht.

Wahre Vaterlandsliebe.

Am einem Tage, zur Zeit des Kriegs, an dem der Kaiser Franz in seiner Residenzstadt Wien jedem Unterthanen Audienz gab, kam auch ein betagter Bauer ins kaiserliche Schloß. Der Mann hatte weder eine Bittschrift, noch wollte er seinen Namen sagen; er verlangte eben mit dem Kaiser selbst zu reden. Der leutselige Monarch ließ ihn vor. Als der Landmann vor den Kaiser trat, sagte er, daß er gehört habe, wie jetzt die schweren Kriegskosten dem Kaiser Sorge machten, da habe er ihm einen Beitrag bestimmt, denn der Jahrgang sey nicht so übel gewesen, die Winterfrucht verspreche auch fürs nächste Jahr eine gute Aussicht, deshalb habe er Etwas zusammengeführt, und es dem Kaiser gleich bringen wollen. Nun langte er einen Beutel mit Gold hervor, wohl an tausend Gulden enthaltend, und legte ihn auf den Tisch. Der Kaiser verwunderte sich und sprach: „lieber Alter, das ist zu viel, ihr werdet euch wehe thun.“ — Der Bauer antwortete, wenn dies wäre, so würde er es nicht gebracht haben. Der Kaiser dankte gerührt, und bezeugte große Freude, daß auf dem Land solche Liebe zum Vaterland herrsche; er gab die Versicherung, daß diese Gabe zweckmäßig verwendet werden solle. Aber vergebens war des Kaisers Bemühen, den Namen oder den Wohnort des biedern Land-

manns zu erfahren; derselbe lehnte alle diesfälligen Fragen bescheiden ab; ihm genüge das Gefühl, in den schweren Zeiten dem guten Kaiser sein treues deutsches Gemüth erprobt zu haben. Und damit nahm er Abschied, und verbarg seine Heimreise ganz sorgfältig, daß man ihm nicht nachspüren konnte. Er gieng im lohnenden Bewußtseyn einer patriotischen Handlung. Ueber den Kaiser aber kam ein gar trostreiches Gefühl, — nämlich die Freude, Regent solch wackerer Unterthanen zu seyn. —

Der alte Pflüger.

Ein hoch bejahrter, aber sonst noch rüstiger Landmann, der ein artiges Gütchen besaß, sagte eines Tags zu seinem bereits gleichfalls bejahrten Sohne: laß den Pflug anspannen, und komme mit ihm und deiner ganzen Familie hinaus auf unser Feld. Der Sohn, fast verwundert, setzte es sogleich ins Werk. Als sie Alle auf dem Feld beisammen waren, sahen sie den alten Vater im Sonntagsstaat herbeikommen. Mit feyerlichem Ernst ergriff er den Pflug, und fuhr mit kräftiger Hand ein Paar Furchen zu Acker. — Die Seinigen schauten in Rührung zu, und wußten als noch nicht, wo es hinaus wolle. — Endlich setzte der Greis die Arbeit aus, entblöste sein ehrwürdiges Haupt und sprach: „Kinder, laßt uns mit einander vor allem Gott danken, denn wißt, und sagt es dereinst euren Kindern, daß euer Großvater heute in seinem hundertsten Jahr vor euren Augen dankbar den Acker gepflügt hat, der uns nährt; heute habe ich mein hundertstes Lebensjahr beschlossen!“ — Da durchzogen unaussprechliche Gefühle, voll seliger Rührung, das Herz des Sohnes und der Enkel, in Freudenthränen erhoben sich die Augen zum Himmel, der auf einen glücklichen Familienkreis mit mildem Schein niedersah. In jeder guten Menschenbrust rührt sich gewiß eine wonnigliche Empfindung, wenn man so etwas liest. Der Vorgang hat sich im Juni vorigen Jahrs zugetragen, und zwar in einem Dorf, das Douet heißt. Es liegt im südlichen Frankreich, bei der Stadt Cahors. In Paris wäre so etwas Keinem eingefallen, wenn er gleich auch hundert

jährig geworden wäre. Lob und Günst dem glücklichen Stand des Landmanns, der in Gottes schöner Natur die rechten Gesinnungen treulich bewahren kann.

Eisenbahn.

Zwischen Mannheim und Heidelberg ist die Eisenbahn fertig und bereits im Gang. Im vorigen Jahrgang hat der Bote das Nähere über den Bau ausführlich gemeldet. Die Arbeiten zur Fortsetzung längs durch das Großherzogthum bis Basel werden nun ebenfalls ins Werk gesetzt, denn das Zustandekommen dieser großen und heilsamen Unternehmung soll nicht mehr aufgehalten werden. — Die Eisenbahnen bilden von nun an einen bedenklichen Fortschritt zum Besten der Menschheit; außer dem Nutzen für den Handel und Verkehr verringern sie den Maaßstab der Entfernungen, und gewähren den ärmern Classen die Möglichkeit, sich endlich auch die Vortheile und Erholungen zu verschaffen, die bisher nur den Reichen zu Gebot standen. Jede Erfindung, die irgend eine wohlthätige Lebensfreude der großen Menge zugänglich macht, muß dem Menschenfreund doppelt willkommen seyn. Vor 10 Jahren gab es in Europa außer England, — (und dort fieng man auch erst seit kurzem damit an, —) noch keine Eisenbahnen, und jetzt beeifert man sich in allen Ländern, dergleichen herzurichten. — Wenn man dereinst in einem halben Tag um ein geringes Geld nach Heidelberg zum guten Bier, oder gar bis Frankfurt zur Messe fahren kann, dann wird man der Vortheile schon gewahr werden und sie als neue Mittel zur Beförderung des Volkswohlstandes rühmen und preisen. —

Gute Glanzwische.

Der stattliche Landmann tritt Sonntags auch gern mit sauber gewichsten Stiefeln auf. Noch mehr halten die schönen Frauen und Jungfrauen auf glänzende Schuhe: „denn Mädchen, wenn sie gleich das Dorf erzogen hat, sind wie die Mädchen in der Stadt,“ — nämlich gern gepuzt. Darum ist es billig, daß der Kalendermann ein Rezept zur Schuhwische verräth, die ein jeder

selbst fertigen kann, und bei welcher das Leder nicht im geringsten Noth leidet. Man muß aber genau so verfahren, wie es jetzt vorgeschrieben wird. Nämlich: Man nimmt für 3 Kreuzer schwarz gebrannt Eisenbein, für 3 Kreuzer Vitriolöl, für 2 Kreuzer Salzgeist, 4 Loth gestoßenen Zucker und 2 Eßlöffel voll Baumöl, oder anderes gutes Salatl. Das Eisenbein wird mit dem Zucker und dem Del abgerieben, bis alles gleich fein ist. Dann thut man das Abgeriebene in eine Bouteille, gießt einen Schoppen Wasser daran, und läßt den Salzgeist, dann das Vitriolöl langsam hineintropfen. Dabei muß man Acht geben, daß es nicht spritzt; denn die Mischung erhitzt sich durch diese Zuthaten, darum muß man langsam verfahren, und ja nicht auf einen Zug den Salzgeist und das Vitriol zugießen. Wenn es sich abgekühlt hat, wird noch ein Schoppen Wasser dazu geschüttet und die Bouteille wohl zugestopft, damit die Wische nicht schimmelt. Vor dem Gebrauch wird die Bouteille allezeit wohl aufgeschüttelt, dann kann man nach Lust und ohne Nachtheil Alles verschmärgen. Diese Art Schwarzmacherei ist keine Sünde.

Gesundheitsregeln.

Wer geschwind leben, gern husten und früh und elend sterben will, muß in der Jugend Brantwein trinken. Der Brantwein verbrennt in der Jugend das Alter. Der Brantweingeist verdirbt den Menscheng Geist und macht dumm. Wer gern Wasser trinkt, spart viel in der Apotheke. Aber das Wasser muß frisch vom Brunnen und kalt seyn. Die Kälte stärkt. — Wer gut schlafen will, muß nicht vergessen, den Tag mit einem kühlen Trunk Wasser zu beschließen. — Die böseste Krankheit, die uns begegnen kann, ist ein böses Gewissen, es zehrt am Leib, wie das Feuer am Licht.

Lehren für alte Leute.

Es ist eine irrige Meinung, daß man glaubt, alte Leute müßten alle Tage Fleischsuppe haben; diese machen ihnen Hise. Andere Suppen sind besser und für alte Leute, die keine Zähne haben, eine passende Kost,